n

Belg. 32 n

Bonaparte ob

Denkwürdigkeiten

Ludwig Bonaparte's

ehemaligen Königs von Holland;

von ihm selbst geschrieben.

Doe well en zie niet om.

Aus dem Französischen.

Dresden:
P. G. Hilscher.
1821.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Das wichtige Werk, worin der ehemalige König von Holland eine Rechenschaft über sein öffentliches Leben ablegt, und sich dem Urtheile der Welt unterwirft, das er, der Redlichste aller Bonapartiden, nicht zu scheuen hat, erschien im Mai 1820, gleichzeitig mit einer englischen Uebersetzung bei Lackington in London in der Ursprache unter dem Titel: Documens historiques et réflexions sur le gouvernement de la Hollande. Par Louis Bonaparte, Ex-Roi de Hollande. Mit dem Motto: Doe well en zie niet om — in 3 Octavbänden. Bald nachher ward bei Aillaud in Paris ein neuer Abdruck besorgt. Die Echtheit des Werkes mußte selbst denjenigen, die durch Ludwig Bonaparte's Erklärung gegen eine kurz vorher ihm fälschlich zugeschriebene Geschichte des englischen Parliaments zu Argwohn geneigt waren, bald aus innern Gründen unwidersprechlich klar werden, und wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, so würde man ihn in Ludwigs vor einiger Zeit bekannt gemachten Erklärung erhalten haben, worin er bloß die Fassung des Titels, die seiner Ermächtigung

ermangele, mißbilligt, und hinzufügt, er habe sich seit seiner Abdankung nie anders als Graf von St. Leu genannt.

So höchst wichtig und merkwürdig diese Schrift für die neuere Geschichte, und insbesondere für einen verhängnißvollen Zeitabschnitt der Geschichte Hollands ist, so wird doch durch die fehlerhafte Anordnung des Werkes, in welchem, von historischer Kunst gar nicht zu reden, man häufig selbst eine logische Ordnung vermißt, dem Leser der Genuß vielfach verkümmert. Nach Jahren geordnet, schreitet die Erzählung fort, und blickt überall auf die gleichzeitigen Ereignisse anderer europäischen Staaten, allein, statt sich hier strenge auf dasjenige zu beschränken, was auf Hollands Schicksale nähern Einfluß hatte, und es in fruchtbaren Uebersichten zusammen zu fassen, wird alles kurz, trocken und chronikmäßig erzählt, und nur sehr selten ein neuer Zug mitgetheilt, was doch bei des Verfassers Verbindungen und Stellung ohne Zweifel häufiger hätte geschehen können. Selbst aber in dem Hauptheile des Werkes, der Erzählung seiner Regierungszeit, hat der Verfasser durch die zwecklose wörtliche Mittheilung einer Menge längst bekannter Urkunden, die nur ihrem Geist und Inhalte nach, hätten berührt werden sollen, dem Eindrucke seiner Darstellung geschadet. Eine wörtliche

Verdeutschung des Werkes würde unter diesen Umständen durchaus unzweckmäßig sein, und um dem deutschen Publikum Gelegenheit zu geben, den wesentlichen Inhalt desselben kennen zu lernen, und ihm dasjenige mitzutheilen, was als die reine Ausbeute des Buches für die Würdigung der Verhältnisse, und besonders für die Beurtheilung merkwürdiger Personen im großen Drama der Zeitgeschichte, betrachtet werden kann, erschien dem Herausgeber das Mittel, das er gewählt hat, als das Beste. Alles, was des Verfassers persönliche Verhältnisse, besonders auch sein Verhältniß zu seinem Bruder, alles was die wichtigsten Angelegenheiten seiner Regierungszeit betrifft, seine Ansichten über Gegenstände seines Herrscherberufs und der öffentlichen Verwaltung, seine Absichten und die Beweggründe seiner wichtigsten und folgenreichsten Handlungen, alles dieß ist, und zwar fast überall ohne Abkürzung, in des Verfassers eigenen Worten wieder gegeben, dagegen wurden die unfruchtbaren Blicke auf andere Staaten weggelassen, die längst bekannten Urkunden nur in ihrer Beziehung auf den Hauptgegenstand der Darstellung ihrem Inhalte nach bezeichnet, und die oft unnöthig umständlichen Entwickelungen über Gegenstände der innern Verwaltung Hollands nur nach ihren Ergebnissen, und als Fortleitung des Fadens der Er-

zählung, in gedrängten Auszügen mitgetheilt. Wer der Staatskunde als Berufswissenschaft obliegt, wird ohnehin, der Zahlen, Tabellen, und vieler Einzelheiten wegen, in die Urschrift selbst blicken wollen, für den Leserkreis aber, dem eine Uebersetzung Bedürfniß ist, schien völlig zu genügen, was hier dargeboten wird. Selbst jene Theile des Buches, welche die Verdeutschung nur in Auszügen enthält — die der Unterscheidung wegen mit kleiner Schrift gesetzt wurden — sind jedoch meist in des Verfassers Worten und immer im Geiste seiner Darstellung, wieder gegeben worden. Ein beurtheilender Auszug würde hier nicht an seiner Stelle gewesen sein, eine Anhäufung berichtigender Anmerkungen aber zu weit geführt haben, und ohnehin jetzt überflüssig sein, da das unlängst erschienene 7te Stück des Hermes eine gerechte und lehrreiche Würdigung des Werkes enthält, die dem Leser hiermit angelegentlich empfohlen sein soll.

Der Uebersetzer.

Einleitung.

Wer an der Spitze eines Volkes gestanden hat, und nicht mehr diesen Platz einnimmt, ist doppelt verbunden, von den Ereignissen seines vergangenen Lebens Rechenschaft zu geben. Könnte auch der Verfasser sich selbst vergessen, die Nachwelt und die Geschichte werden weder die Angelegenheiten Hollands während eines fünfjährigen Zeitraumes, noch einen Bruder des Kaisers Napoleon mit Stillschweigen übergehen.

Die Geschichte spricht das Urtheil über das Betragen öffentlicher Männer. Wird sie von demjenigen geschrieben, den sie hauptsächlich betrifft, so legt sie zugleich dem Volke und Allen, gegen welche man Verbindlichkeiten zu erfüllen hatte, Rechenschaft ab.

Man sollte die Handlungen öffentlicher Männer nicht vorschnell beurtheilen, zumahl unter höchst außerordentlichen Umständen. Will man ein wahres, das ist billiges Urtheil über sie fällen, so muß man die wahre Lage, worin sie sich befanden, die Hülfsmittel, die ihnen zu Gebote standen, die Hindernisse und Schwierigkeiten, die sie zu besiegen hatten, so wie die öffentlichen und häuslichen, die offenkundigen und geheimen Ereignisse, welche ihr Leben beunruhigten, kennen. Die Handlungen der Menschen sind nicht bloß das Ergebniß ihrer Geistesthätigkeit und der Ereignisse und Veränderungen der Welt, sondern auch der Verflechtung jener Ereignisse und Ver-

änderungen mit dem Charakter und vielleicht auch mit dem Temperamente eines Jeden. Das Genie ist eine freie Gabe der Natur, aber diejenige Einsicht, welche nothwendig ist, anständig zu leben, ist sicherlich Allen zugetheilt.

Ein Mann mit gemäßigter Gesinnung und ohne Ehrgeiz geboren, aber nicht entblößt von geistigen Hülfsmitteln und Charakter, fand seinen Stolz und seine Zufriedenheit darin, seinen Bruder und seine Angehörigen durch die Wahl seiner Mitbürger erhoben zu sehen. Voll inniger Anhänglichkeit an sein Vaterland und kein größeres Glück wünschend, als das unabhängige thätige Leben eines Privatmannes, wurde er anfangs, wider seinen Willen, neben dem kaiserlichen Throne erhoben, und später auf den Holländischen geführt. Plötzlich ins Ausland versetzt, allein stehend, ohne Beistand, ohne Vorbereitung, ohne andere Führer, als sein Herz und seine Ueberlegung, hatte er anfangs mit den zahlreichen Hindernissen zu kämpfen, die unter bedenklichen Umständen ein Fremdling und ein König nothwendig finden mußte bei einem Volke, das mit ausgezeichneter Einsicht, mit hohem Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit begabt, aber zugleich republikanisch, schwierig, murrend, abhold jedem Zwange und vor allen Dingen jedem fremden Zwange abhold ist. Bald hatte er auch zu kämpfen gegen die offenen Schritte und die geheimen Ränke einer Regierung, die seine Stütze hätte sein sollen, es auch allein sein konnte, und deren Einflusse er seine Erhebung verdankte. Im Innern und auswärts, wohin er nur sein Auge wendete, fand er nichts als Hindernisse, nichts als Schlingen, nirgend eine Stütze, einen aufrichtigen Rath, eine Hülfe, eine Hoffnung;

denn stets war auf seine Pflichten sein Betragen gerichtet, seine Grundsätze gingen aus seinem Herzen hervor, er hätte, selbst wenn er gewollt, sie nicht ändern können, und von nun gab es für ihn keine Zuflucht, keinen Beistand, keine Hoffnung bei Frankreichs Feinden. Bedenkt man dabei, daß das Land, welches er beherrschte, in einer so mißlichen Finanzlage, in einem so bedrängten Zustande war, daß man an seiner Rettung verzweifelte; bedenkt man, daß die Ereignisse und die Lage von Europa, statt Holland Erleichterung zu gewähren, nach und nach unerträglich wurden, so wird man neugierig sein, zu erfahren, wie ein solches Land vier Jahre lang widerstehen konnte, und man wird vielleicht den Schluß daraus ziehen, daß man nie an dem Heile eines Landes verzweifeln darf, so lange die Bürger einigen Wohlstand genießen, die Regierung mit dem Volke einig, und die öffentliche Meinung auch die ihrige ist.

Man wird sehen, daß die Regierung, wovon die Rede ist, endlich nach einer vierjährigen Dauer und einer fünfjährigen Verwaltung unterging, weil alle menschlichen Kräfte und Anstrengungen ihr Ziel haben; aber die Stellung und die Anstrengungen der Holländer während jener fünf Jahre sind das schönste Schauspiel, das ein Volk in seinem Innern darbieten kann, und der größte Lobspruch, den man einem Volke zu geben vermag.

Ludwig verdiente und erstrebte nie einen hohen Ruhm. Er vollbrachte keine großen Thaten; er leistete seinem Vaterlande keine großen Dienste, wiewohl er dreizehn Jahre im Heere gedient hat; er that nichts für seine Angehörigen, aber mitten unter den außerordentlichsten Ereignissen und Umständen vergaß er stets die Rücksicht

auf sich selber und opferte immer fremdem Vortheil den eigenen.

Die Erfüllung seiner Pflichten war die beständige Richtschnur seines Betragens. Er bestrebte sich, Niemanden wehe zu thun und opferte dieser Haupttriebfeder seines Daseins, Wohlsein, Ruhe, vielleicht Ruf.

Möge seine Erzählung den Holländern, allen seinen Mitbürgern, die ihn gekannt haben, dem Kaiser Napoleon in seiner unbegreiflichen Gefangenschaft, und den Fürsten, mit welchen er in Verhältnissen gewesen ist, den Beweis liefern, daß jene Triebfedern in der That sein Leben als Staatsmann wie als Privatmann geleitet haben, daß er stets ihrer und aller Redlichen Achtung werth war, daß nichts unverdienter, nichts ungerechter ist, als die Aufsicht, und jene Art von gehässigem Mißtrauen, womit man einen vor der Zeit gealterten Mann umgibt, einen Mann, dessen Leben hart genug geprüft wurde durch Mißgeschick und Leiden, die er bei seinem Range und seiner Glückslage nur desto tiefer empfand, und deren Empfindung keine Besorgniß, keine Abwechselungen, kein Vortheil haben schwächen können. In Zeiten der Ueberspannung und der Unruhe aber, sind nur Leiden das Loos gemäßigter Menschen, denn sie suchen das Uebermaß zu meiden, und werden nothwendig bald auf dieser, bald auf jener Seite, wohin sie sich wenden mögen, verletzt. Es giebt Zeiten, möchte man sagen, wo das Vaterland nur ein leeres Wort, die Bande des Blutes Vorurtheile und die Pflichten nur das Erbtheil der Bethörten sind.

Der Verfasser wirft zuvörderst einen Blick auf die Lage von Europa in dem Augenblicke, wo er auf den Thron gelangte, und auf die unmittelbaren Folgen des Feldzuges von 1805. Nach einer flüchtigen Betrachtung der übrigen Staaten, verweilt er am längsten bei Holland. Er gibt eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse, welche den damaligen Zustand des Landes herbeigeführt haben, und findet die Ursache des Verfalles hauptsächlich darin, daß die Prinzen von Oranien seit dem 16ten Jahrhunderte die günstigen Augenblicke versäumten, dem Staate eine kräftige Einheit zu geben, und ihn zu monarchischen Formen zu führen, was, wie er meint, am leichtesten Wilhelm III., zumahl nach de Witt's Tode, oder nach seiner Gelangung zum englischen Throne, gelungen sein würde; die nächste Veranlassung jenes Verfalles aber gab, nach seiner Ansicht, der lange Zeitraum in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo Holland ohne Statthalter war. Darauf zeigt er, wie Holland endlich in den Strudel der französischen Revolution gerissen wurde, und wie alle Veränderungen, welche während jener Stürme die Staatsform in Frankreich erlitt, ähnliche in Holland herbeiführten, bis zuletzt, nach der einen Uebergang bildenden Einrichtung von 1804, wo ein einziges gewähltes Oberhaupt an die Spitze gestellt wurde, ein erbliches Königthum entstand. Der Verfasser berichtet uns alsdann von seinen Familien-Verhältnissen Folgendes:

Es ist unnöthig, hier von Ludwigs Herkunft und Familie zu reden; jedermann kennt die den Kaiser Napoleon betreffenden Umstände. Es wird jedoch nicht unpassend sein, einige plumpe Lästerungen abzuweisen, welche Haß und Verblendung gegen die Familie Bonaparte aufgebracht haben. Wahr ist es, wie Beaumarchais glücklich

sich ausdrückt, immer bleibt etwas von der Verläumdung zurück; ein Unglück, das man bekämpfen kann, dessen Eindruck sich aber nicht ganz auslöschen läßt. Zwischen zwei Meinungen kann jedoch der unparteiliche Leser leicht die Wahrheit entdecken, sobald man ihn darauf leitet, und eben aus diesem Grunde muß derjenige, für welchen eine geschichtliche Darstellung wichtig ist, sie bei seinen Lebzeiten bekannt machen. Man scheint den Zweifeln und Einreden mittelbar beizupflichten, wenn man sich außer Stand setzt, darauf zu antworten, oder auf vorgebrachte Behauptungen zu entgegnen, und das ist gerade der Fall derjenigen, welche die Bekanntmachung ihrer Denkwürdigkeiten bis nach ihrem Tode aussetzen.

Die Schmähschriften haben behauptet, die Familie Bonaparte sei weder eine adelige, noch eine französische; andre haben vorgegeben, Karl Bonaparte, Napoleons Vater, habe in sehr untergeordneten Verhältnissen gelebt, seine Mutter und ihre Töchter wären während ihres Aufenthaltes in Marseille in sehr armseligen Umständen gewesen. Man liest noch in Werken, die sich als geschichtliche ankündigen, scheußliche Verläumdungen über Ludwigs häusliche Verhältnisse, wozu freilich eine unpassende, ohne gegenseitige Neigung geschlossene, Verbindung, nnr zu sehr Anlaß gegeben hat.

Einem großen Charakter, einem Manne wie Kaiser Napoleon, der so große Thaten vollbrachte, ist es erlaubt, ist es natürlich, kindische Lästerungen zu verachten; ein Mann aber, der nur nach dem Ruhme trachtet, einen guten Ruf unter seinen Zeitgenossen zu erhalten, ein Mann, der stets etwas darauf legte, die Wahrheit zu

lieben und sie gern anzuhören, kann sie nicht verschmähen, wenn sie ihm günstig ist, oder wenn sie wenigstens sich ihm minder ungünstig zeigt, als es stolze und kühne Schriftsteller wollen, die im Gefolge fremder Herrn ihr Vaterland überziehen.

Die Insel Corsika kam unter Ludwig XV. an Frankreich, und Ludwig ward unter Ludwig XVI., im Jahre 1778 geboren. Seine Brüder wurden gleichfalls unter französischer Herrschaft geboren, *) und sind also Franzosen.

Diese Familie ist unstreitig italischen Ursprungs, da sie vor der Abtretung Corsika's an Frankreich zu Italien gehörte, und die Bonaparte aus Toscana und Venedig stammen. Einer ihrer toscanischen Ahnherrn, der zu Sarzana im Genuesischen wohnte, zog nach der kleinen Stadt Ajaccio zur Zeit der Kriege zwischen den Guelfen und Guibellinen; aber darum sind die Bonaparte nicht minder Franzosen. Sie schrieben ihren Nahmen Buonaparte, und vor der Revolution nannte man sie von Bonaparte; als man aber zu jener Zeit das von abschaffte, schrieben sie sich Bonaparte.

Karl Bonaparte war sehr ausgezeichnet durch Herkunft, Einsichten und Gesinnung. Er focht allerdings mit Paoli für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes, er verließ sogar mit jenem Feldherrn die Insel, aber durch

---

*) Wenn die bekannte Angabe, daß Joseph Bonaparte am 7 Januar oder 5. Februar 1768 geboren sei, richtig ist, wie sich nicht bezweifeln läßt, so war er wenigstens nicht unter französischer Herrschaft geboren, da der Abtretungsvertrag zwischen Genua und Frankreich erst am 15. Mai 1768 geschlossen wurde.
Der Ueb.

Ludwig XV. und seine Angehörigen zurückgerufen, kehrte er zu den Seinigen zurück und ward ein guter Franzose. Er erschien mehrmals als Abgeordneter des Adels am Hofe, von welchem er viele Gunstbezeigungen erhielt. Seine Kinder Joseph und Napoleon wurden in den königlichen Kriegsschulen erzogen, seine Tochter Elisa ward in die Erziehungsanstalt zu St. Cyr aufgenommen. Ihr Oheim Fesch und Lucian studirten im Seminarium zu Aix. Ludwig sollte ebenfalls in die Kriegsschule kommen, als die Revolution ausbrach.

Karl Bonaparte wurde auf einer Reise nach Versailles von der Krankheit befallen, die ihn ins Grab führte. Er fragte vergebens die berühmtesten Aerzte um Rath, und starb endlich in Montpellier, in den Armen seines Sohnes Joseph und seines Schwagers Fesch, die ihn begleitet hatten.

Seine Gemahlin gehörte nicht zur Familie Fesch, sondern zu dem ursprünglich italienischen Hause Ramolini. Das Geschlecht Ramolini stammt von den Grafen von Colalto. Der Erste desselben, der sich in Ajaccio niederließ, hatte die Tochter des Doge von Genua geheirathet, und erhielt viele Vergünstigungen und große Auszeichnungen von diesem Freistaate. Noch vor wenigen Jahren fanden sich die Geschlechtsurkunden dieses Hauses im Stadt-Archiv zu Ajaccio.

Die Mutter der Frau Bonaparte verband sich in zweiter Ehe mit dem Schweizer Fesch, der als Hauptmann eines der in französischem Solde stehenden Schweizer-Regimenter zu Ajaccio in Besatzung lag. Er stammte aus Basel und war Protestant, erhielt aber die Hand

seiner Geliebten nur unter der Bedingung des Uebertrittes zu dem katholischen Glauben, der auch statt fand.

Die Familie Bonaparte ist, was auch die Schmähschriftler sagen mögen, von sehr altem, in den Geschichtbüchern Italiens bewiesenen Adel. Man weiß, daß zu der Zeit, als Kaiser Napoleon um die Erzherzogin Marie Luise warb, der Kaiser Franz auf die, gegen diese Verbindung gemachten Vorstellungen erwiderte: „Ich würde sie ihm nicht geben, wenn es mir nicht bekannt wäre, daß seine Herkunft so edel als die meinige ist.“ Man überreichte dem Kaiser Napoleon eine Sammlung von Urkunden, die aus den Archiven verschiedener Städte Italiens genommen waren, woraus sich ergab, daß die Bonaparte in sehr alten Zeiten Oberherrn von Treviso waren. Napoleon warf diese Schriften ins Feuer. „Mein Adel soll nur von mir beginnen, sprach er mit Nachdruck, ich will meine Ansprüche nur von dem französischen Volke ableiten.“

Die Familie Bonaparte begab sich nach der Provence, als Paoli, Befehlshaber in Corsika, seinen Schwur brach und die Insel den Engländern überlieferte. Sie wollte lieber ihre Häuser verbrannt, ihre Güter verheert sehen, ihr Vermögen einbüßen, als mit den Feinden ihres Vaterlandes sich verbinden. Sie zog nach Lavalette bei Toulon und später nach Marseille. Es ist daher allerdings gegründet, daß sie zur Zeit der Belagerung von Toulon in jener Stadt wohnte, aber es sind schreckliche und grobe Verläumdungen, was man von ihrer Lage in Marseille zu behaupten gewagt hat. Napoleon war Oberbefehlshaber der Artillerie bei der Belagerung, folglich der Zweite im Range bei dem Heere. Joseph heirathete

um jene Zeit Julie Clari, die Schwester des ersten Kaufmannes in Marseille, der zu einer sehr angesehenen, dem vornehmsten Adel gleich geachteten, Familie gehörte. Sie brachte ihrem Manne eine Mitgift von einer halben Million. Diese Thatsachen, die sich leicht beweisen ließen, zeigen die plumpe Bosheit jener Lästerer.

Während der Belagerung von Toulon kam Napoleon oft nach Marseille, um die Rüstungen zu jener Unternehmung zu beschleunigen und zugleich die Seinigen zu sehen. Bei einem dieser Besuche veranlaßte er seine Mutter, Ludwig in die Kriegsschule zu Chalons zu schicken, um ihn die Prüfung bestehen zu lassen, welche zum Eintritte ins Artillerie-Corps erfoderlich war, wozu man ihn immer bestimmt hatte.

Ludwig war damahls kaum 14 Jahre alt. Er reiste mit einem von den Volksrepräsentanten unterzeichneten Passe ab, welchem er allein seine Rettung unter den Gefahren, die ihm auf dem Wege drohten, zu verdanken hatte. Ehe er aber Chalons an der Marne erreichte, hörte er, daß die dortige Kriegsschule aufgelöset sei. Er glaubte diesem Gerüchte und kehrte zu den Seinigen zurück. Nicht lange nach seiner Rückkehr wurde Toulon genommen. Diese erste glückliche Unternehmung erwarb seinem Bruder den Grad eines Brigade-Generals, und die Oberbefehlshaberstelle der Artillerie bei der Seealpen-Armee. Napoleon stellte Ludwig bei seinem General-Stabe mit dem Grade eines Unterlieutenants an.

Als Napoleon nach Toulon kam, besuchte er die Belagerungsarbeiten. Er untersuchte die Wirkungen der verschiedenen Angriffe und die dagegen gerichteten Arbeiten der Feinde, und überzeugte sich von der Richtigkeit aller seiner Berechnungen. Für seinen jungen Bruder, der ihn begleitete, war dieß die beßte Belehrung. Sie kamen zu dem Fort Pharon, das ein anderer General

angegriffen hatte. Napoleon bemerkte, daß man den Sturm an einer fast unzugänglichen Seite hatte vornehmen wollen. Zweihundert Menschen waren hier gefallen. Nach mehrern fruchtlosen und mörderischen Versuchen, ergriff man den einzigen verständigen Entschluß, sich auf den benachbarten Felsen festzusetzen, die mit dem Fort fast von gleicher Höhe waren. Als Napoleon den Boden mit Leichnamen bedeckt sah, sprach er zu seinem Bruder: „Hätte ich hier den Befehl geführt, so würden alle diese Tapfern noch leben. Junger Mensch, dieses Beispiel belehre Dich, wie nothwendig für diejenigen, die über Andere gebieten wollen, Unterricht ist, und wie sehr sie dazu verpflichtet sind."

Ludwig machte seinen ersten Feldzug in der Seealpen-Armee. Napoleon entwarf schon damahls einen Plan zu einem Einfall in Italien, ähnlich demjenigen, den er selber später ausführte, aber der Oberbefehlshaber Dumerbion wagte es nicht, und die Volksrepräsentanten, welche die Obergewalt hatten, verstanden nichts vom Kriege. Bald nachher sollte Napoleon als Oberbefehlshaber der Artillerie zu der gegen die Vendee bestimmten West-Armee versetzt werden. Unzufrieden damit, begab er sich nach Paris, um sich zu beschweren. Es war kurz nach dem 1sten Prairial, wo die Pariser den Convent belagerten und den Präsidenten Ferrand ermordeten. Napoleon sollte nun sogar aus dem Artillerie-Corps treten und eine Infanterie-Brigade befehligen. Er hielt dieß für eine Beleidigung, nahm seine Entlassung und lebte ungefähr 5 Monate als Privatmann zu Paris, bis zum 13. Vendemiaire, wo er mit andern Offizieren zur Vertheidigung des Convents gegen die empörten Pariser gerufen wurde. Der Verfasser berührt nur flüchtig diese Unternehmung, deren Erfolg eine neue Constitution und die Einsetzung des Directoriums war. Napoleon erhielt nun den Oberbefehl über die Armee des Innern und bald über das italienische Heer. Sein Bruder Ludwig war unterdessen in der Kriegs-

schule zu Chalons, wurde aber bald von Napoleon zum Generalstab zurückgerufen, und mußte wider Willen gehorchen. Napoleon erzählte einige Züge von Ludwig, die Anhänglichkeit an seinen Bruder und kaltblütigen Muth bewiesen. Eines Tages z. B. waren Beide auf einer Batterie, welche die Feinde heftig beschossen. Die Besatzung bückte sich oft, um sich gegen die Kugeln zu schützen. Napoleon bemerkte, daß Ludwig, nach seines Bruders Beispiele, unbeweglich blieb, und fragte, um ihn zu prüfen, nach der Ursache. Ich habe Sie sagen hören, antwortete Ludwig, ein Artillerie-Offizier dürfe das Geschütz nicht fürchten; es ist unsre Waffe. — Der achtzehnjährige Jüngling sehnte sich jedoch schon damahls nach einem friedlichen Leben und sah sich wider Willen auf der Laufbahn des unruhigen Ehrgeizes fortgerissen. Er war von Natur zum Beobachten gestimmt und schweigsam. Er hatte, wie er uns sagt, in der Schule zu Chalons antirepublikanische Grundsätze eingesogen, da die jungen Artillerieoffiziere, wie damahls überhaupt die Jünglinge, einen Ruhm darin suchten, sich der republikanischen Regierung zu widersetzen. Er hatte überdieß unauslöschliche Eindrücke aus seiner Kindheit mitgebracht; die feine Lebensart, die Liebenswürdigkeit, die freundliche Offenheit und Höflichkeit, welche früher der Mehrzahl der Franzosen eigen gewesen war, fand er nicht mehr, und er konnte weder die frohe Begeisterung theilen, womit seine Waffengefährten in den Krieg eilten, noch in den Beifall einstimmen, welchen man der Lebensart und den Sitten, die zu jener Zeit in der Hauptstadt herrschten, zollte. Kurz vor seiner Abreise zur Armee von Italien sah er zum ersten Mahle Frau von Beauharnais und deren Kinder, und so gern er ihre Liebenswürdigkeit anerkannte, so wenig billigte er die Verbindung seines kaum acht- und zwanzigjährigen Bruders mit einer Frau von beinahe sieben und dreißig Jahren.

Vom Anfange des italienischen Feldzuges im Jahre 1796 bis zur Unternehmung gegen Aegypten weiß er nicht viel von sich zu erzählen. Er zeigte, wie er sagt, bei mehrern Gelegenheiten Muth, aber es lag ihm sehr wenig daran, sich Kriegsruhm zu erwerben. Er war eifrig, sehr thätig, aber ohne den Trieb sich empor zu

schwingen, ohne Ehrgeiz. Er war stets Adjutant seines Bruders. Er gehörte zu der Abtheilung, die gegen die Bewohner von Pavia gesandt wurde, welche wider die Franzosen einen Aufstand erregt hatten. Die Plünderung der erstürmten Stadt war für ihn ein empörender Anblick, und er wurde seitdem noch kälter und verschlossener. Unter den Nachrichten, die er von dem ruhmvollen Feldzuge der italienischen Armee mittheilt, ist das Anziehendste, was er von dem schwierigen Kampfe seines Bruders gegen den tapfern Wurmser erzählt, der im Rücken des französischen Heeres durch Tyrol vorgedrungen war, um Mantua zu entsetzen.

Napoleon, von allen Seiten gedrängt, sah seine Verbindung mit Frankreich abgeschnitten, er war zwischen zwei überlegenen Heeren und hatte nicht mehr als 25000 schlagfertige Krieger. Er hatte große Verluste und Niederlagen auf seinem linken Flügel erlitten, und während die Feinde ihn von vorne und im Rücken drängten und sich mehrten, schwand das französische Heer, und konnte weder Verstärkung noch Beistand erhalten. Brescia, sein Haupt-Magazin, war genommen. Mailand, gegen 15 Stunden im Rücken des Feindes, konnte ihm nicht mehr nützlich sein. Die Heerabtheilung unter Serrurier, die vor Mantua stand, und Augereau's Heer, das jene unterstützen sollte, wurden von Wurmser und der Besatzung von Mantua bedroht. Niemand hatte in dieser Lage noch Hoffnung. Wir Soldaten des tapfern italienischen Heeres, sagte Einer zu dem Andern, haben einen ruhmvollen Feldzug gemacht, aber es war nur ein Traum. Wer kann uns aus einer so bedenklichen, so verzweifelten Lage ziehen? Aber die Franzosen der Armee von Italien sollen wenigstens nicht das größte Unglück erleben; nur sterbend werden sie die Waffen niederlegen, und so mindestens ihren ehemaligen Ruhm behaupten. Das war

die Stimmung jener muthvollen, immer unerschrockenen Krieger, die aber zu einsichtsvoll waren, als daß sie die drohenden Gefahren ihrer Lage verkannt hätten. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie bei der ersten Versammlung unter den Augen ihres Heerführers keine Veränderung in seinen Zügen, als sie den alten Eifer, die alte Ruhe, die alte Zuversicht fanden. Was kann er hoffen? fragten sich die Soldaten. Wenn er nicht mehr als Mensch ist, wie könnte er uns retten! „Wohlan! sprach Napoleon zu ihnen, zeigt Euch als die Alten; bewahret euren Muth, euren gerechten Stolz, die Erinnerung an eure Siege, und in drei Tagen erkämpfen wir alles Verlorene wieder. Vertraut auf mich. Ihr wißt, ob ich Wort halte."

Die Begeisterung des Heeres war so groß als seine Ueberraschung, da die Krieger von Demjenigen, den sie schon den Unüberwindlichen genannt hatten, die Versicherung erhielten, daß noch Hoffnung da sei, daß sie nicht ganz verloren wären. Napoleon benutzte ohne Zeitverlust die begeisterte Stimmung des Heeres. Er entwarf einen jener Plane, würdig, ewig als Muster zu gelten, der ihm allein schon seinen Rang unter den großen Heerführern sichern könnte. Er verließ die Linie an der Etsch, und gab der Heerabtheilung unter Augereau, der die Belagerung von Mantua deckte, den Befehl, gegen Brescia zu ziehen. Er sagte seinen Soldaten, der Sieg könne jetzt nur durch schnelle Beine gewonnen werden. Alle Bewegungen wurden auch mit äußerster Schnelligkeit ausgeführt. Wurmser war kaum in Mantua, als schon das ganze französische Heer, das sich am vorigen Tage abgeschnitten, umgangen und in drohender Gefahr sah, bei

Brescia vereinigt war, das wieder erobert wurde. Das Heer hatte die Etsch und den Mincio verlassen, aber es stand in seiner natürlichen Stellung, sein Rücken war gesichert, seine Verbindungen waren hergestellt, seine beiden Flügel vereinigt, mit Ausnahme der Abtheilung Serrurier's, über welche Napoleon nicht besorgt war, und man hatte den Feind vor sich. Napoleon gab dem Heere Ruhe, zog so viele Verstärkungen an sich als möglich, und setzte sich auch mit Serrurier in Verbindung, dessen Bewegungen er anordnete. Er schickte seinen Bruder Ludwig mit zwei Bataillonen ab, um die Brücke von St. Marc zu besetzen, und als dieser zurück kam, schickte er ihn schnell nach Paris, um die Botschaft von dem Vorgefallenen zu bringen. „Jetzt ist alles wieder gut gemacht, sprach er. Morgen liefre ich eine Schlacht. Der Sieg wird vollständig seyn, denn das Schwerste ist gethan. Man kann ganz unbesorgt sein. Ich habe nicht Zeit, lange Berichte zu machen. Sage alles, was Du gesehen hast.“

Ludwig reiste am Vorabend der Schlacht nach Paris, und wenige Stunden nach seiner Ankunft kam die Nachricht von dem großen Siege bei Castiglione. „Nur meinem Bruder, hatte Napoleon dem ungern Abreisenden gesagt, kann ich eine so unangenehme Sendung auftragen, aber vor Deiner Rückkehr sollst Du die Fahnen überreichen, die wir morgen erobern werden.“ Und so geschah's. Es ist eine nicht zu übersehende Bemerkung — sagt Ludwig bei Gelegenheit der Schlacht von Arcole, wo Napoleon mit der Fahne in der Hand an der Spitze seiner Grenadiere, dem feindlichen Feuers trotzt — daß alle wichtigen Thaten Napoleons das Gepräge des Genies haben, und daß selbst diejenigen, die ihm den schwersten Kampf kosteten und auf vorhergegangene Niederlagen folgten, seine Geisteskraft nur größer zeigten. Kurz vor dem

Frieden von Campo Formio kam Ludwig, einige Wochen früher als sein Bruder, nach Paris zurück. Er hatte einen rüstigen Körper, aber sich zu wenig geschont während seiner Feldzüge, weil er zu jung und ohne Vorbereitung sich ganz selbst überlassen war. Er wollte die Bäder zu Barrege gebrauchen, und nach seines Bruders Verfügung sollte er erst später dem Heere folgen, das gegen Aegypten gerüstet wurde.

Ludwig hatte einen geheimen Grund, einen längern Aufenthalt in Paris zu wünschen. Seine Schwester Karoline (nachmalige Gemahlin Murat's) war in der berühmten Erziehungsanstalt der Frau Campan zu St. Germain. Er ging oft dahin, und fand daselbst eine Freundin seiner Schwester, die Tochter eines Ausgewanderten, der Frankreich seit dem Anfange der Revolution verlassen hatte. Er nahm lebhaften Antheil an ihr, er schätzte ihr Herz und ihren Geist, und hatte nie ein reizenderes Mädchen gesehen.

Eines Abends ging er mit Casabianca, einem ehemaligen Seeoffizier, einem Freunde seines Bruders, einem redlichen, liebenswürdigen und kenntnißreichen, aber sehr furchtsamen Manne, der sich nur durch ängstliche Klugheit während der ersten Stürme der Revolution erhalten hatte, im Garten der Tuilerien spazieren. Er konnte seine Empfindungen nicht zurückhalten und entdeckte sich ihm. Casabianca erschrak. Wissen Sie denn auch, sprach er, daß diese Verbindung Ihrem Bruder höchst nachtheilig sein und ihn der Regierung verdächtig machen würde, in einem Augenblicke, wo er, im Begriffe zu einer gewagten Unternehmung zu gehen, so sehr nöthig hat, sich Freunde zu machen, oder doch keine Feinde gegen sich aufzuregen, oder Verdacht zu erwecken?

Am folgenden Morgen ließ Napoleon seinen Bruder rufen, und befahl ihm, sogleich mit drei andern Adjutanten nach Toulon zu reisen, wo sie ihn auf dem Wege nach Aegypten erwarten sollten. Lange Zeit nachher entdeckte jener, daß Casabianca Napoleon sogleich von den Absichten und Gesinnungen Ludwigs unterrichtet hatte, und ohne die Zeit damit zu verlieren, einen verliebten jungen Menschen zu überreden, wirkte Napoleon durch den Kriegsminister den Befehl zu dessen schleuniger Abreise aus.

Ludwig erhielt unterwegs Befehl, in Lyon zu verweilen, da Napoleon, wegen der Besorgnisse eines neuen Kriegs mit Oestreich, länger zurück blieb. Er rühmt den Aufenthalt in jener reizenden Stadt, während des Frühlings 1799, ihre fröhlichen liebenswürdigen Bewohner, die Anmuth, den Wuchs, die Augen, den Gang, die morbidezza der Lyonerinnen, die in ihrem ganzen Benehmen eine anmuthige Gewandtheit, einen Zauber zeigen, wie keine andern Frauen; aber wenn man seiner Versicherung glauben will, verminderte selbst dieser angenehme Aufenthalt von vierzehn Tagen nicht die zärtliche Sehnsucht eines jungen Mannes, der sich von seiner Geliebten vielleicht für immer getrennt sah. Endlich kam Napoleon an, und das Heer schiffte sich ein. Nach einigen Nachrichten über den Bestand der Kriegsrüstung fährt der Verfasser fort:

Ein englisches Geschwader war im Mittelmeere, als die französische Flotte unter Segel ging, man hatte darüber gewisse Nachrichten. Napoleon mußte also viel auf sein Glück vertrauen, wenn er ein so zahlreiches Heer, gleichsam unter den Augen der feindlichen Schiffe, nach Aegypten führen wollte, wo er nicht ohne Schwierigkeiten landen konnte. Er hatte jedoch nicht nur diese Absicht, sondern wollte auch noch unterwegs die unbezwing-

liche Insel Malta wegnehmen, wodurch er seine Verbindung mit Europa sehr erleichterte und zugleich die Herrschaft über das Mittelmeer und den Handel mit der Levante Frankreich sicherte. Wenn er aber bei seinen kühnen und oft verwegenen Thaten ganz auf seinen Glücksstern zu rechnen schien, so schien doch niemand weniger bei der Entwerfung seiner Plane auf das Glück zu zählen. Keine, dem Menschen mögliche Vorsicht, wurde damals, wie ich glaube, je von Napoleon versäumt oder vergessen. Er betrachtete die Dinge stets von allen erdenklichen Seiten, und wiewohl er nie oder fast nie Unfälle hatte, so war er doch bei jeder Unternehmung auf alle Unfälle, die ihm begegnen konnten, vorbereitet. Er hatte immer voraus bedacht, was er in jedem Falle thun wollte; das nannte er einen Plan entwerfen. Bei seinen Handlungen hatte er stets auf gleiche Weise sein Augenmerk auf politische Rücksichten, auf geheime Verständnisse und den Vortheil der Einzelnen gerichtet, aber es ist nicht zu läugnen, daß er fest überzeugt war, der eigene Vortheil sei die erste, vielleicht die größte, ja vielleicht die einzige Triebfeder des menschlichen Herzens.

Nach Ludwig's Angabe baute Napoleon das Gelingen seines Anschlages gegen Malta hauptsächlich auf das Ueberraschende eines von Niemand geahneten Angriffes und den schlechten Vertheidigungszustand der Insel; er sagt aber von den geheimen Verständnissen, die dazu beigetragen haben mögen, weiter nichts, als daß Napoleon sich vorgesetzt habe, die französischen Ritter, aus welchen die Vertheidiger größtentheils bestanden, auf französische Seite zu bringen. Napoleon, setzt Ludwig hinzu, habe die Unternehmung mit großer Zuversicht auf das Gelingen, ja mit Verwegenheit betrieben, aber einer Verwegenheit, die eine Folge des Entwurfes selbst gewesen sei; er habe sich während der Unterhandlung selbst

mit seinem Generalstabe in den Hafen begeben und zu dem Abschlusse der Capitulation verwegen gedrängt.

Zehn bis zwölf Tage nach der Abreise von Malta kam die Flotte vor Alexandria an. Die ägyptische Küste ist so niedrig, daß man sie kaum in der Entfernung von einigen Stunden unterscheiden kann. Man ließ den französischen Consul holen. Zu ihrem großen Erstaunen erfuhren seine Landsleute von ihm, das englische Geschwader sei am Abende vorher vor dem Hafen erschienen, habe Erkundigungen nach der französischen Flotte eingezogen und darauf seine Fahrt nach Alexandrette fortgesetzt. In demselben Augenblicke wurden Kriegsschiffe signalisirt, und alsbald gab man das Zeichen zum Kampfe. Man war überzeugt, daß die Engländer sich nahten. Napoleon verrieth laut seinen Schmerz. „O Glück! rief er, hast du uns nur darum bis jetzt so begünstigt, um uns desto gänzlicher zu verlassen? Nur noch wenige Augenblicke, und Alexandria war unser, und die Flotte in Sicherheit.“ Die Signale waren jedoch falsch. Kein feindliches Schiff nahte sich, sondern es waren französische Fregatten angekommen. Napoleon verlangte nun vom Admiral Bruyes, die Kriegsvölker sogleich an's Land zu setzen. Dieser wollte es nicht zugeben. Er fürchtete den in dieser Zeit fast beständigen Westwind, der das Meer heftig bewegte. Der General aber fühlte den Werth der fliehenden Augenblicke; er sah die Transportschiffe auf den Küsten gefährdet, er sah die Rüstungen zum Widerstande in Alexandria und wollte trotz der stürmischen Wogen durchaus an's Land gehen. — „Wir müssen eilen, Ihnen den Hafen von Alexandria zu öffnen, sprach er zu dem Admiral Truyes, als er das Kriegs-

schiff Orient verließ: und wenn er nicht im Stande ist, die Schiffe aufzunehmen, so müssen Sie anderswo Sicherheit suchen. Sie haben uns glücklich hergeführt; Ihre Arbeit ist vollbracht, und die unsrige beginnt." — Halten Sie uns denn für Frachtwagen? erwiederte der tapfere Brueys.

Aus den Nachrichten, die der Verfasser über die Vorgänge bis zur Schlacht bei Abukir mittheilt, geht hervor, daß der Befehlshaber der Flotte die kostbare Zeit verlor. Man beschäftigte sich zu lange, den alten Hafen von Alexandria zu sondiren. Erst wenige Tage vor der Rückkehr der Engländer ward diese Arbeit geendigt, und es ergab sich, daß alle Schiffe in den Hafen einlaufen konnten, außer dem Orient, den man vorher von einem Theil seines Geschützes entlasten mußte. Die Schiffe lagen unterdessen auf der Rhede von Abukir, wo die Küste einen Bogen bildet. Die Flotte lag hier so, daß sie die Sehne dieses Bogens war. Links reichte die Linie fast an eine kleine Insel, die vor der Spitze der Küste liegt, wo man die sogenannte Veste Abukir findet; rechts aber reichte sie nicht bis an die Küste, und schien hier nicht gesichert zu sein, war es aber, da sie eine schiefe Linie bildete, weit mehr, indem sie an Untiefen gränzte. Der Admiral Brueys war überzeugt, daß eine vor Anker liegende Flotte unangreifbar sei; aber, sagt der Verfasser, dieß ist nur dann der Fall, wenn das Geschwader nicht umgangen werden kann. In der Lage, wo sich die französische Flotte befand, erhielt sie einen traurigen Beweis vom Gegentheil. Brueys nahm nicht alle Vorsichtsmaßregeln, die er hätte nehmen sollen. Gegen den Rath seiner ersten Offiziere, versäumte er, seine Linie zur Linken an die kleine Insel Abukir zu lehnen. Er ließ einen bedeutenden Zwischenraum zwischen seiner Linie und jener Insel, und stellte in die Mitte dieses Raumes eine schwerfällige Fregatte. Die Landarmee wollte Batterien auf der Insel auffahren, um den linken Flügel der Flotte zu schützen; aber Brueys wollte dieß seinen eigenen Offizieren überlassen wissen; er wollte, die Flotte sollte das Heer, und nicht dieses jene beschützen. Ge-

rade auf jenem unbewachten, schlecht gesicherten Punkte durchbrach Nelson die französische Linie. Der Orient von 120 Kanonen, das Admiralschiff, war im Centrum. Der Vice-Admiral Villeneuve befehligte den rechten, Duchelat den linken Flügel. Bruyes fiel bald nach dem Angriffe gegen den Orient. Villeneuve, der Nächste nach ihm im Range, erfuhr es erst spät, da man anfangs außer dem Admiralschiffe nichts von dem Falle des Anführers wußte. Die Verwirrung ward allgemein, als die Flamme auf dem Orient so sehr um sich griff, daß die sechs andern Schiffe sich von ihm entfernen mußten.

Der Orient flog mit furchtbarem Geräusche in die Luft. Es war um 11 Uhr Abends. Der Himmel schien in Feuer zu stehen. Die Erde bebte. Der Dampf, der aus dem Schiffe aufstieg, erhob sich langsam, wie ein schwarzer ungeheurer Ball; plötzlich aber wurde er helle und man erblickte Gegenstände von allen Gestalten, die auf das Schlachtfeld zurück fielen. Ein Augenblick des Entsetzens und der Trostlosigkeit für alle Franzosen, die Zeugen des furchtbaren Schauspiels waren! Der größte Theil der Mannschaft des Schiffes kam um. Von den Ober-Offizieren ward nur der Contre-Admiral Gantheaume gerettet, der in einer Schaluppe nach Alexandria kam. Nach den, bei der Seemacht eingeführten Anordnungen darf ein Schiff, bei den härtesten Strafen, die Linie nicht verlassen. Hätte Villeneuve, der den rechten Flügel befehligte, es thun dürfen, so würde er sich auf den linken begeben und das Treffen in einer für die Franzosen günstigen Stellung fortgesetzt haben. Als er mit der Nachricht von Bruyes Tode erfuhr, daß er den Oberbefehl führte, war es zu spät. Vier Schiffe, die nach dem Auffliegen des Orients die Linie verlassen mußten, scheiterten, da ihnen in ihrer Lage nichts besseres übrig

blieb; aber jedes vertheidigte sich tapfer bis auf's Aeußerste. Villeneuve hatte nur noch den Wilhelm Tell, von 80 Kanonen, den er bestieg, den Genereux und zwei Fregatten. Er ging unter Segel, als er die Schiffsmannschaft aufgenommen hatte, die Kleber aus Alexandria schickte. Die Engländer wollten Villeneuve's Rückzug hindern; aber um zu zeigen, in welchem schlechten Zustande ihre Schiffe waren, welchen kräftigen Widerstand die Franzosen ihnen entgegen setzten, zu zeigen, was Villeneuve gethan haben würde, wenn er früher den Oberbefehl geführt hätte, ist es hinlänglich zu sagen, daß Nelson's ganzes Geschwader die traurigen Ueberreste der französischen Seemacht nicht hindern konnte, unter Segel zu gehen. Man griff diese auf ihrem Rückzuge an, aber sie wendeten sich gegen die Engländer und zwangen sie, vom Kampfe abzulassen. Und doch waren nur sieben Schiffe (von 13 Linienschiffen und einigen Fregatten, woraus die französische Seemacht bestand) im Gefechte gewesen und hatten die Engländer so übel zugerichtet... Bei dem schrecklichen Schicksale des Orients war das Benehmen des jungen Casabianca ausgezeichnet. Dieser dreizehnjährige Knabe zeigte eine außerordentliche Thätigkeit. Er hatte seinen Platz bei den Kanonen. Er ermunterte Konstabler und Matrosen, und als in der Hitze des Gefechtes durch zu viel Eifer und Bewegung das Feuern unterbrochen wurde, wußte er Ordnung und Ruhe durch eine, für sein Alter außerordentliche Kaltblütigkeit herzustellen. Er machte die Konstabler und Matrosen auf ihre Versehen aufmerksam, und sah darauf, daß jedes Stück mit der für das Kaliber passenden Kartusche geladen wurde. Er

wußte nicht, daß sein Vater tödtlich verwundet war. Als das Feuer auf dem Schiffe ausbrach und das Geschütz verlassen wurde, blieb der muthige Knabe allein zurück, und fragte mit lauter Stimme seinen Vater, ob er ohne Schande seinen Posten verlassen könne, wie die Uebrigen. Das Feuer wüthete furchtbar, und noch immer wartete er auf des Vaters Antwort. Vergebens! Endlich fand ihn ein alter Matrose, erzählte ihm Casabianca's Schicksal und kündigte ihm an, er habe den Auftrag, den Knaben schwimmend zu retten. Dieser weigert sich. Er eilt zu der Konstabel-Kammer und als er hier seinen Vater erblickt, wirft er sich auf ihn, umschließt ihn innig und sagt, er wolle ihn nicht verlassen. Vergebens bat und drohte der Vater, vergebens wollte der alte Seemann, aus Anhänglichkeit an seinen Kapitain, den rettenden Dienst ihm erweisen. „Ich muß sterben, ich will mit meinem Vater sterben!" antwortete der edelmüthige Knabe. „Nur ein Augenblick ist noch übrig, sprach der Seemann, ich werde Mühe haben, mich selber zu retten. Lebt wohl!" Die Flamme erreichte die Pulvervorräthe; das Schiff flog in die Luft und mit ihm der Knabe, der vergebens die verstümmelten Glieder seines Vaters mit seinem Leibe deckte. So erzählte der alte Seemann dem General Kleber und Ludwig, als er bei Alexandria an's Land stieg.

Ehe Napoleon gegen Syrien zog, schickte er seinen Bruder nach Frankreich, um der Regierung die Lage der Angelegenheiten im Morgenlande bekannt zu machen. Der Rückkehr des jungen Mannes stand nichts mehr entgegen; man hatte seine Geliebte gezwungen, einen Andern zu heirathen. Als Napoleon (December 1799) in Frejus gelandet war, ging Ludwig mit seinem Bruder

Joseph und seinem Schwager Leclerc ihm entgegen. „Die Reise von Frejus nach Paris, sagt er, war ein ununterbrochener Triumph für Napoleon. Er konnte sich nicht verhehlen, wie sehr die öffentliche Meinung ihm gewogen war.“ Hieraus erklärt sich Ludwig das Gelingen der kühnen Unternehmung Napoleon's am 18ten Brumaire, worüber er jedoch keine neuen Aufschlüsse giebt. „In Republiken, sagt er, ist die öffentliche Meinung die wahre Herrscherin, wer von ihr beschützt wird, kann alles wagen.“ Einige Tage nach seiner Erhebung zum Consul machte Napoleon seinen Bruder Ludwig zum Obersten des 5ten Dragoner-Regiments. Ungern zog Ludwig mit seinem neuen Regimente gegen die Chouans, und freute sich, daß es nicht dazu kam, gegen Franzosen fechten zu müssen, da bald nachher Friede gestiftet ward. Dem Feldzuge in Italien im Jahre 1800 wohnte er nicht bei. Bald nach seines Bruders Rückkehr wiederholte man ihm den Vorschlag, die junge Hortensie Beauharnais zu heirathen. Ludwig lehnte ihn ab. Er hatte nichts gegen sie; man lobte sie allgemein, aber er fürchtete, daß sie beide nicht für einander paßten. Um sich gegen die immer wieder erneuerten Anträge zu sichern, unternahm er eine Reise in das nördliche Deutschland, und wollte auch nach Petersburg und weiter durch Lappland und Schweden reisen, als er in Danzig erkrankte. Die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Oestreich brachen indeß wieder aus, und Ludwig kehrte nach Paris zurück. Er war mit seinem Regimente bei der Heerabtheilung, welche unter Leclerc in dem kurzen Kriege gegen Portugal mit den Spaniern vereint war. Bei seiner Durchreise durch Mont-de-Marsan wurde er, seines Bruders wegen, mit großen Ehrenbezeigungen empfangen, und als der junge Oberst eben mit seinen Offizieren Dienstsachen abmachte, trat der Präsident des Gerichtshofes, ein ehrwürdiger Greis, herein, und schickte sich an, seine Rede abzulesen. „Junger, tapferer Held . . .“ begann er mit feierlichem Tone. Ludwig, der schon vergebliche Vorstellungen gemacht hatte, die man für falsche Bescheidenheit nahm, näherte sich nun schnell dem Redner mit Lächeln und vertraulicher Miene, nahm ihm lebhaft, aber freundlich das Papier aus der Hand und sprach laut:

„Herr Präsident, ich sehe, diese Rede ist an meinen Bruder gerichtet; ich werde mich beeifern, ihm die guten Gesinnungen bekannt zu machen, die Sie gegen ihn hegen, und kann Ihnen versichern, daß er sie erkennen wird." Damit war der Redner zum Schweigen gebracht. Nach der Rückkehr aus Spanien und nach einem kurzen Aufenthalt in den Bädern von Barreges kam Ludwig im October 1801 wieder nach Paris.

Bald nach seiner Rückkehr sprach seine Schwägerin wieder von seiner Heirath. Er wurde täglich zu ihr eingeladen. Ludwig lachte über den Entwurf, dessen Ausführung ihm unmöglich dünkte. Eines Abends aber, bei einem Ball in Malmaison, nahm ihn seine Schwägerin allein, und als sein Bruder dazu kam, bewog man ihn nach einer langen Verhandlung, seine Einwilligung zu geben. Die Vermählung ward festgesetzt, und am 4ten Januar 1802 wurde der bürgerliche Ehevertrag so wie die Trauung vollzogen. Ludwig war verheirathet. Nie gab es eine traurigere Feierlichkeit; nie fühlten zwei Neuverbundene tiefer die Ahnung aller Schrecknisse einer gezwungenen, unpassenden Verbindung.

Von jener Zeit an begannen seine Leiden, seine physischen und geistigen Qualen. Er war damals 22 Jahre alt. Sein Körper hatte sich früh ausgebildet; weniger aber sein Geist, sein Charakter. Er besaß jene Unbefangenheit, jene ungemeine Aufrichtigkeit, die ein wesentliches Eigenthum der Kindheit ist, die Folge einer häuslichen Erziehung, der ernsten nachdenklichen Stimmung eines Mannes, der sich früh gewöhnen mußte, in sich selbst zu leben. Diese mißliche Lage änderte seine Gemüthsart; sie hatte merklichen Einfluß auf seine Gesundheit, aber er merkte diese nachtheilige Veränderung erst

nach und nach. Er genoß seitdem keine Ruhe mehr. Es giebt keine wahrern, keine peinlichern Leiden, als die häuslichen, weil alle das Herz treffen, woher sie auch kommen mögen. Seine Leiden setzten seine Seele, auf sein ganzes Leben hinaus, in eine tiefe Traurigkeit, in eine tiefe Niedergeschlagenheit, in eine Dürre, wenn man so sagen kann, wogegen es fortan kein Hilfsmittel gab. Nur ein paar Worte noch über diese Verbindung, um nie wieder auf diesen Gegenstand zu kommen, der den Schmähschriftlern zu so vielen Lästerungen und Albernheiten Stoff gegeben hat. Vor der Feierlichkeit, während der Trauung und immer nachher, fühlten Beide auf gleiche Weise und zu jeder Zeit, daß sie nicht für einander paßten, und dennoch ließen sie sich zu einer Verbindung hinreißen, welche ihre Angehörigen, zumal Hortensia's Mutter, für durchaus politisch und nothwendig hielten. Vom 4ten Januar 1802 bis zum September 1807, dem Zeitpunkte ihres letzten Beisammenseins, haben sie kaum vier Monate mit einander gelebt, und zwar zu drei verschiedenen, durch lange Zwischenräume getrennten Zeiten; aber drei Kinder, die von beiden mit gleicher Zärtlichkeit geliebt wurden, waren die Frucht ihrer Verbindung. Der Aelteste, Napoleon Karl, starb am 5ten Mai 1807 in Holland; der zweite, Napoleon Ludwig, wurde von Sr. Heiligkeit, dem Papste Pius VII., bei dessen Besuch in Frankreich zu St. Cloud getauft. Dieses Kind wollte Ludwig auf den Thron setzen, als er im Jahre 1810 die Krone niederlegte. Der dritte Sohn ward Karl Ludwig Napoleon genannt.

Dieser Zwang könnte sonderbar scheinen; und würde es in gewöhnlichen Zeiten allerdings auch gewesen sein;

aber in den Zeiten, wo Beide lebten, in ihrer Lage, und bei den Gesinnungen, welche man im Verfolge dieser Schrift als die ihrigen kennen lernen wird, muß dieß wenig seltsam scheinen.

Bis 1804, wo er Brigade-General ward, lebte Ludwig theils bei seinem Regimente, theils in Badeörtern. Bei der Verhaftung des Herzogs von Enghien befand er sich in Compiegne. Er eilte mit Hortensia nach Paris; aber es war zu spät, und überdieß — setzt er hinzu — „er hätte es nicht verhindern können, da der erste Consul durch zu viele Ränke getäuscht wurde. Es blieb ihm nichts übrig, als mit seiner Schwägerin, mit Hortensia und mit seiner Schwester Karoline zu weinen, die alle eben so betrübt über das Unglück waren. Napoleon selbst war mehrere Tage traurig, nachdenkend und sehr unfreundlicher Laune. Es ist nicht zu bezweifeln, er wurde treulos und rasch zu jenem Unglücke hingerissen." Der Verfasser fährt gleich darauf fort:

Napoleon gab sich gern mit seinen Feinden ab. Er glaubte, sein Geist sei stark genug, in einer steten Spannung bleiben, gegen sie auf seiner Hut sein und gegen die Fallstricke und Streiche der Feindschaft und Falschheit sich stets schützen zu können, ja er glaubte sogar, er könne Vortheil daraus ziehen. Seine Feinde müssen es gestehen, daß er während seiner ganzen Regierung den Faden so vieler verschiedenen Verflechtungen stets in seiner Hand zu halten wußte. Aber wenn er ein einziges Mahl aufhörte, über jene Verflechtungen Herr zu sein, so mußten daraus die Nachtheile und Unglücksfälle entstehen, die in der Folge sich begaben, weil er, unvermögend, Aufrichtigkeit und Falschheit zu unterscheiden, sich nothwendig auf Treulosigkeit und feindselige Gesinnungen verlassen, und eben dadurch die Bemühungen seiner Freunde desto schwieriger machen mußte.

Bei der Stiftung des Kaiserreiches wurde Ludwig Divisions-General und Staatsrath in der Abtheilung der Gesetzgebung, während sein Bruder Joseph, der nie Soldat gewesen war, als Oberst ins Lager von Boulogne zog. Dieser Kontrast war ihm unbegreiflich, aber er unterwarf sich der Anordnung, deren geheime Ursache er in der Politik der Regierung suchte. Im Frühjahre 1805 erhielt er jedoch den Oberbefehl über die Reserve-Armee, die sich bei Lille aufstellte. Der neue Kampf gegen Oestreich gab den Kriegsrüstungen plötzlich eine andre Richtung. Murat übernahm nun den Oberbefehl über jene Reserve-Armee, und Ludwig ward Oberbefehlshaber der Besatzung von Paris. Er übernahm diesen Auftrag nur unter der Bedingung, bloß auf rein militärische Angelegenheiten beschränkt zu sein, und die Polizeigeschäfte, die seine Vorgänger zugleich besorgt hatten, Andern überlassen zu dürfen. Er behielt diese Stelle bis zu Ende des Krieges, als aber die Engländer, Schweden und Preußen Holland und das nördliche Frankreich zu bedrohen schienen, erhielt er den Befehl, auf das Schleunigste eine Nord-Armee zu bilden. Nach vier Wochen war der Auftrag vollzogen. Ludwig nahm sein Hauptquartier in Nimwegen. Nach dem Friedensschlusse schickte er den Theil des Heeres, der zur Besatzung von Paris gehörte, wieder dahin, und indem er dem General Seland den Oberbefehl über das Heer überließ, ging er nach Strasburg, seinem siegreichen Bruder entgegen.

Napoleon empfing seinen Bruder kalt in Strasburg. Er verwies ihm die eilige Absendung der Kriegsvölker nach Paris und seine schnelle Abreise aus Holland. Er ließ damahls einige Worte fallen, die seine Wünsche in Hinsicht auf dieses Land verriethen. „Warum haben „Sie's verlassen! sprach er zu Ludwig. Man sah Sie „gern da; Sie hätten bleiben sollen.“

Da der Friede einmal geschlossen war, antwortete Ludwig, so wollte ich den Fehler gut machen, den Sie

mir in ihren Briefen vorgeworfen haben, indem ich die Truppen wieder auf ihren Posten schickte, die ich davon entfernt hatte, um die Nord-Armee zu bilden. Sie hatten mir den Oberbefehl in der Hauptstadt während ihrer Abwesenheit anvertraut, und so war es meine Pflicht, bei ihrer Rückkehr daselbst gegenwärtig zu sein, wenn ich es nicht für besser gehalten hätte, Ihnen entgegen zu gehen. Ich gestehe, fügte er hinzu, die Gerüchte, welche in Holland über mich und über die Regierungsveränderung des Landes verbreitet waren, haben meine Abreise beschleunigt. Diese Gerüchte sind diesem freien und achtungswerthen Volke nicht angenehm und mir gefallen sie eben so wenig.

Der Kaiser verrieth durch seine Antwort, so unbestimmt sie war, daß jene Gerüchte nur zu viel Grund hatten. Ludwig war darüber wenig bekümmert; er glaubte, es werde ihm leicht sein, den hohen Rang abzulehnen, den man ihm bestimmt hatte, einen Rang, den er nicht erstrebte, der aber der Gegenstand der heißesten Wünsche mehrerer anderer Glieder seiner Familie war.

Gelangung zum Throne im Jahre 1806.

Der Verfasser erzählt, er sei bei der Ankunft der Abgeordneten der General-Staaten, welche im Frühlinge 1806 zu Paris erschienen, Brantzen, Verhuell, Gogel, van Styrum und Wilhelm Six, nie zu den Unterhandlungen gezogen worden, und erst durch unverbürgte Aeusserungen habe er erfahren, daß dabei von ihm die Rede sei. Endlich seien die Abgeordneten auch zu ihm gekommen, um ihn von allem zu unterrichten und ihn zu bitten, die Wahl anzunehmen, da das Volk ihm den Vorzug gab. Er habe alles aufgeboten, die Auswanderung aus seinem Vaterlande zu verhindern. Er sei noch entschlossen gewesen, sich hartnäckig zu weigern, als er den Tod des ehemaligen Statthalters erfahren habe. „Der Erbprinz, sagte man zu ihm, hat seine Aemter aufgegeben und Fulda zur Entschädigung angenommen; Sie haben also keine vernünftigen Gründe mehr, sich zu weigern, und können keine haben. Mögen wir gezwungen sein, oder nicht, einen König zu verlangen, so viel ist für Sie gewiß, so viel ist unstreitig, daß wir freiwillig und gestützt auf die Stimmen von neun Zehntheilen des Volkes, kommen, Sie zu bitten, ihr Loos mit dem unsrigen zu verbinden, und uns davor zu bewahren, daß wir in andre Hände fallen." Napoleon sprach unumwundener, und gab seinem Bruder zu verstehen, man habe ihn deswegen nicht erst über die Sache gefragt, weil ein Unterthan den Gehorsam nicht verweigern könne. Ludwig machte noch einen letzten Versuch. Er schrieb an Napoleon, da er die Nothwendigkeit fühle, daß die Brüder des Kaisers sich aus Frankreich entfernen müßten, so bitte er ihn um die Oberbefehlshaberstelle in Genua oder Piemont. Napoleon wollte nichts davon wissen, und einige Tage nachher kam der damalige Minister der auswär-

tigen Angelegenheiten, Talleyrand, nach St. Leu, und las Ludwig und Hortensien den zwischen Frankreich und den holländischen Abgeordneten am 24. Mai 1806 abgeschlossenen Vertrag und die neue Verfassung von Holland vor. Auf die Frage, ob er seine Zustimmung gebe, antwortete Ludwig, es sei ihm nicht möglich, über einen so wichtigen Gegenstand nach einer bloßen Vorlesung zu urtheilen, und unbekannt mit den Verhandlungen und den Arbeiten, die man vorgenommen habe, wisse er nicht, ob man ihn nicht mehr versprechen lasse, als er zu halten im Stande sei, aber er könne seinem Bruder die Versicherung geben, daß er sich seinem neuen Vaterlande mit Eifer weihen und die gute Meinung, die Napoleon dem Volke von ihm ohne Zweifel gegeben habe, zu rechtfertigen suchen werde.

Wie Ludwig die Geschichte seiner Gelangung zum Thron (in seiner nicht ganz vollständigen und auch nicht ganz treuen Darstellung) vorträgt, war er des Lebens in Paris überdrüßig, und ohne Glück in seinem Hause, ohne Ruhe, stumm im Staatsrathe, ohne Beschäftigung als Soldat, von seinem Bruder offenbar mit ungünstigen Blicken betrachtet, hieß er jede Veränderung willkommen. In Holland hoffte er im öffentlichen Leben volle Beschäftigung zu finden und sich aus dem Zustande physischer und geistiger Niedergeschlagenheit erheben zu können. Am Tage der Thronerhebung, am 5. Junius, wurde er wie zu einer gewöhnlichen Hoffeierlichkeit nach St. Cloud eingeladen. Es war ihm empfindlich, daß man eine Angelegenheit, die für ihn hochwichtig war, so leicht behandelte. Man hatte ihm immer nur durch hingeworfene Worte Nachricht gegeben, ungeachtet die Entscheidung so nahe war. Die Feierlichkeit fand an demselben Tage statt, wo der türkische Gesandte die Geschenke des Sultans Selim überreicht hatte. Nach ihm wurden die holländischen Abgeordneten herein geführt.

Der Admiral Verhuell sagt in seiner Anrede an Napoleon, „das holländische Volk, von den Erschütterungen Europa's und seinen eigenen lange gedrückt, habe gefühlt, daß die Interessen und Beziehungen, die heute zu Tage die großen Mächte vereinigen oder trennen, ihm gebieterisch das Gesetz vorschrieben, sich unter die

erste politische Schutzwache in Europa zu stellen, und daß seine Schwäche selbst es ihm gebiete, seine Staatseinrichtungen mit den Einrichtungen des Staates, dessen Volksmenge es allein gegen die Gefahren der Knechtschaft, oder gegen seinen Untergang, bewahren könne, in Einklang zu bringen." Napoleon antwortete, er sei jedesmahl, wenn er sich mit den innern Angelegenheiten „der batavischen Nation" habe beschäftigen müssen, über die, mit der unsichern Form ihrer Regierung verbundenen Nachtheile befremdet gewesen, und diesen Nachtheilen habe man nicht anders als durch eine erbliche Regierung begegnen können. Darauf wendete er sich zu seinem Bruder: „Beherrschen Sie diese Völker! .. Geben Sie ihnen Könige, die ihre Freiheiten, ihre Gesetze, ihre Religion beschützen; aber bleiben Sie immer Franzose. Die Würde eines Connetables des Reiches soll bei Ihnen und ihren Nachkommen bleiben, und Ihnen rufe Sie ins Gedächtniß die Pflichten, die Sie gegen mich zu erfüllen haben, und die Wichtigkeit, die ich auf die Bewachung der Festungen lege, welche die Nordgränzen meiner Staaten schützen, und welche ich Ihnen anvertraue. . . Sein Sie ein Schrecken den Bösen, ein Vater den Guten; das ist der Charakter großer Könige."

Ludwig hatte die Rede, womit er dem Kaiser antwortete, seinem Bruder vor der Sitzung mitgetheilt, und auf dessen Verlangen Einiges darin geändert. Er äusserte, daß er sich ungern von seinem Bruder trenne, daß jedoch sein Leben und sein Wille diesem gehören sollten, *) aber er besteige den holländischen Thron, weil die Holländer es begehrten und der Kaiser es gebiete. Er habe, setzte er hinzu, bei seiner letzten Anwesenheit in Holland das Volk achten gelernt, und sei stolz darauf, es zu beherrschen.

In der Botschaft, die der Kaiser über diese Angelegenheit an den französischen Senat erließ, sagte er, es sei in militärischer

*) War dieß vielleicht eine von den auf Verlangen geänderten Stellen? Der Ueb.

Hinsicht wichtig, daß die holländischen Festungen, welche die nördliche Gränze Frankreichs schützten, Personen anvertraut würden, gegen deren Anhänglichkeit kein Zweifel obwalte, und in Hinsicht auf Handelsverhältnisse müßte man eine Bürgschaft haben, daß der künftig abzuschließende Vertrag genau erfüllt werde. Holland, setzte er hinzu, sei das erste politische Interesse Frankreichs.

Ludwig ward durch einige Stellen jener Urkunden, wie er sie im Moniteur las, überrascht, *) und beklagte sich darüber. Die Antwort, die man ihm gab, erweckte ihm Besorgnisse, aber er beruhigte sich durch den Gedanken, daß er von der französischen Regierung, durch deren Einfluß er auf den Thron gekommen, nichts zu fürchten haben könne. Er blieb neun Tage auf seinem Landgute, ehe er nach Holland abreisete, und besprach sich während dieser Zeit mit den Abgeordneten über die Lage des Landes. Diese war im höchsten Grade bedenklich, aber er glaubte für den ersten Augenblick ein Rettungsmittel in Händen zu haben, als er erfuhr, daß Holland von Frankreich zwei bis drei Millionen Gulden zu fordern habe, welche die holländischen Gouverneure in Ostindien den französischen vorgeschossen hatten. Er bat seinen Bruder um Wiedererstattung, aber vergebens, und alles, was er mit nach Holland nahm, bestand in 700,000 Franken rückständiger Apanage, seinem persönlichen Eigenthum. Er wünschte, einige seiner Offiziere mitzunehmen, um in Gesellschaft von Franzosen zu leben, erklärte ihnen aber, daß alle, die ihm folgen wollten, eben so wie er, wirklich Holländer werden müßten. Alle, bis auf zwei, nahmen die Einladung an, und wurden befördert und belohnt, mehrere aber vergaßen ihre Versprechungen und ihre Schwüre. Sie machten Ludwig viel Bekümmerniß durch die geheimen, aber immer falschen oder übertriebenen Berichte, die sie nach Frankreich schickten, durch ihre Ansprüche, ihren Ton gegen die Holländer. Nur den General-Lieutenant Nogues, seinen General-Adjutanten, und den

*) Welche Stellen es waren, sagt er nicht. Vielleicht die unterstrichenen? D. Ueb.

Abbee Lamblardie, seinen Almosenier, stellt er als rühmliche Ausnahmen auf, aber beide starben in Holland.

Die Abgeordneten der General-Staaten wurden seine ersten Rathgeber. Der Admiral Verhuell und Gogel kamen ins Ministerium. Er reiste mit seiner Gemahlin und seinen Kindern nach Holland. Viele Truppen und viele Einwohner waren auf dem Wege bis Haag versammelt. Die Bewohner von Holländisch-Brabant und die Soldaten zeigten viel Freude. Er fand jedoch überall zu viel Soldaten, zu viel Triumphbögen, und unter dem Volke mehr Neugier als Theilnahme, und macht bei der Gelegenheit die Bemerkung, daß Staatspersonen sich oft täuschen, wenn sie den Eifer des Volkes, sie zu sehen, für Theilnahme halten; jeder, sagt er, vergleicht das Aeußere derselben mit dem Rufe. Er blieb bis zum feierlichen Einzuge in seinem Lustschlosse unweit Haag, wo ihn die Staatsbeamten, die Abgeordneten der General-Staaten, der reformirten Prediger und der Universität von Leyden empfingen und mit Reden begrüßten. Einige sprachen freimüthig und würdig; besonders der Redner der Verwaltungsbehörde der Provinz Holland. „Ueberzeugt," sagte er unter andern, „daß das Glück eines Volkes wesentlich auf seiner Regierungsform beruhet, und diese Form auf der Trennung und gegenseitigen Unabhängigkeit der Gewalten, haben wir mit Vergnügen bemerkt, daß jene Trennung und Unabhängigkeit in der Verfassungsurkunde dieses Königreiches bestätigt worden sind. . . Da E. Maj., fuhr er fort, ohne Zweifel von der großen Wahrheit überzeugt ist, daß das Glück des Volkes von dem Glücke des Fürsten unzertrennlich ist, so werden Sie ihre Regierung durch eine unerschütterliche Gerechtigkeit auszeichnen; das Glück Hollands wird beständig der Gegenstand ihrer Sorgfalt und ihrer Wünsche sein; Sie werden den Handel und die Schifffahrt des Landes, die Hauptquellen seines Wohlstandes, beschützen; Sie werden der Religion und den Sitten in ihrem Reiche Achtung verschaffen u. s. w."

Ludwig sagte in seiner Antwort: „Ihre Grundsätze sind die meinigen, und wenn sie es nicht schon wären, so würde die Achtung, die ich gegen Holland hege, mich bestimmen, diejenigen in Erwägung zu ziehen, die Sie mir vorlegen, und ich könnte nicht

ermangeln, sie anzunehmen, da sie der Ausdruck der Wahrheit sind. Bei der Regierung — setzte er indeß hinzu — kommt es nach meiner Meinung nicht auf die Form an. Man kann eben so frei leben und die Einzelnen können so glücklich sein unter der Regierung eines Einzigen, als unter der Herrschaft der Menge, oder Mehrerer. Das Wesentliche und die einzigen wahren Grundlagen jeder guten Staatsverwaltung, der Wohlfahrt und des Glückes Aller, sind die Billigkeit und die Herrschaft der Gesetze, die Redlichkeit und die Tugenden des Volkes, die Ergebenheit und die Liebe des Fürsten gegen sein Volk. Ihr Vaterland gibt mir die Bürgschaft für jene, und ich hoffe Ihnen die Bürgschaft für die Gesinnungen zu geben, die Sie von einem Könige von Holland zu erwarten berechtigt sind."

Diese Reden — fährt Ludwig fort — geben einen richtigen Begriff von dem Charakter und Geiste des Volkes. Sie zeigen, daß die Holländer die Grundsätze, nach welchen sie beherrscht werden müssen, vollkommen kennen, und sie verrathen, daß sie in Hinsicht auf den Geist der neuen Verwaltung in Unruhe sind und Besorgniß hegen; aber der spruchreiche und republikanische Ton mißfiel dem Könige nicht. Es wird Vergnügen machen, sprach er zu seinen Umgebungen, für die Freiheit und Wohlfahrt der Holländer zu arbeiten; ich glaube, sie werden zu würdigen wissen, was man für sie thun wird. — Es kommt mir aber vor, antwortete einer von den anwesenden Hofbeamten, als ob man Ew. Maj. Lehren geben wolle. — Nein, erwiederte der König, alles was ich gehört habe, ist recht, und da es meine Ansichten sind, so weiß ich es ihnen Dank, daß sie mich errathen. Auch wenn ich anders dächte, würde ich dennoch diese Freimüthigkeit gern haben. Ich hasse und verachte die Schmeichelei. Jeder muß so stark sein, die

Wahrheit zu ertragen, zumahl ein König. Wenn ich diese Gesinnungen für irrig hielte, würde ich sie bekämpfen, aber da dieß nicht der Fall ist, so kann ich sie nur billigen. Ueberall in diesen Reden zeigt sich freilich der Republikanismus der Meinungen und Gesinnungen, aber ich sehe auch daraus, wie sich das Königthum in Holland einheimisch machen kann.

In der Zwischenzeit bis zu seinem Einzuge in Haag, beschäftigte er sich, die örtlichen Verhältnisse kennen zu lernen. Er richtete seinen Hofstaat ein, und gab seinen französischen Begleitern die obersten Hofämter. Bei einer nähern Prüfung der neuen Verfassung, die man in Paris während der Unterhandlung mit den Abgeordneten der Staaten entworfen hatte, *) fand er darin manche Hemmungen und Widersprüche, und er glaubte, daß die Beibehaltung aller republikanischen Gesetze, wodurch die Monarchie gleichsam auf die Republik geimpft wurde, der Befestigung der monarchischen Gewalt zahlreiche Hindernisse entgegen setzte. In dem Verhältnisse zwischen dem Könige und der gesetzgebenden Versammlung, der man den, an die ehemaligen General-Staaten erinnernden Nahmen der Hochmögenden ließ, lagen auch viele Keime der Zwietracht.

Bei seinem Einzuge in Haag, am 23. Junius 1806, legten die Glieder der Versammlung der Hochmögenden dem König und der Verfassung des Reiches den Eid ab. Ludwig nennt die Rede, die er bei dieser Gelegenheit an die Stände hielt, selbst die Grundlage seines Betragens. Sie lautete so:

Meine Herrn! Als die Abgeordneten des Volkes mir den Thron anboten, den ich heute besteige, nahm ich ihn in der Ueberzeugung an, daß es der Wunsch des

---

*) Siehe: die europäischen Constitutionen (Leipzig 1815 — 20.) 2ter Band. Der Ueb.

ganzen Volkes sei, daß das Vertrauen und das Bedürfniß Aller mich dahin rufe.

Indem ich auf die Einsichten, den Eifer und die Vaterlandsliebe der vornehmsten öffentlichen Beamten, und vorzüglich bei Ihnen, meine Herrn, darauf rechne, habe ich ohne Furcht die ganze Tiefe des Unglücks der Nation ermessen.

Beseelt von dem aufrichtigen Wunsche, an dem Glücke dieses guten Volkes zu arbeiten, und in der Hoffnung, es ihm eines Tages zu gewähren, habe ich die Regungen unterdrückt, die bis dahin das Ziel und das Glück meines Lebens waren. Ich konnte mich entschließen, mein Vaterland zu vertauschen, aufzuhören, ganz und einzig Franzose zu sein, nachdem ich mein ganzes Leben damit zugebracht hatte, nach allen Kräften die Pflichten zu erfüllen, welche jener Nahme Allen auflegt, die ihn zu führen die Ehre haben. Ich konnte mich zum ersten Mahl entschließen, mich von Demjenigen zu trennen, der seit meiner Kindheit meine Liebe und Bewunderung gewonnen hatte, die Ruhe und Unabhängigkeit zu verlieren, die nicht das Loos derjenigen sein können, die der Himmel zum Herrschen berufen hat; Denjenigen zu verlassen, dessen Entfernung mir Schrecken einflößt, selbst in den ruhigsten Zeiten, und dessen Gegenwart die Gefahren vernichtet.

Ich konnte mich dazu entschließen, und würde mich noch dazu entschließen, meine Herrn, wenn es nicht schon geschehen wäre, da ich den Eifer, die Freude und das Vertrauen des Volkes gesehen habe, durch dessen

Gebiet ich gekommen bin; *) es hat mir bewiesen, daß Sie die wahren Dolmetscher des Volkes waren, zumahl da ich die Gewißheit habe, daß ich auf ihren Eifer, ihre Theilnahme an den Interessen ihres Vaterlandes, und auf ihr Vertrauen, ihre Treue gegen mich rechnen kann.

Meine Herrn, nur von diesem Tage beginnt die wahre Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen. Ein einziger Blick auf die verflossenen Jahrhunderte wird hinlänglich sein, uns zu überzeugen, daß sie nie eine feste Regierung, einen gesicherten Zustand, und wahre Unabhängigkeit hatten. **)

Unter jenem berühmten Volke, dem sie bald als Feinde gegenüber standen, bald dienten, so wie unter dem abendländischen Kaiserthume, waren sie weder unabhängig noch ruhig. Auch waren sie es nicht mehr in der Folge und unter der spanischen Herrschaft.

Ihre Kriege und ihre vielfachen Kämpfe bis zur Zeit der Vereinigung, erhöhten zwar den Ruhm des Volkes und bestätigten den Ruf von Redlichkeit, Unerschrockenheit und Ehre, den es stets besessen hat; aber ihre Anstrengungen verschafften ihnen weder Ruhe, noch Unabhängigkeit, selbst nicht unter der Obergewalt der Prinzen von Oranien, welche, meist alle große Feldherrn und Staatsmänner, ihrem Vaterlande sehr nützlich waren, aber es auch unaufhörlich in Bewegung setzten, da sie

---

*) Des Volkes, das mehr Neugier als Theilnahme zeigte? ?
Der Ueb.

**) Diese und ähnliche folgende Aeusserungen nach geschichtlichen Zeugnissen zu berichtigen, würde hier zu weit führen.
Der Ueb.

nach einer Gewalt zu streben schienen, oder strebten, die das Volk, vielleicht zum Unglücke, ihnen verweigerte.

Holland konnte es nicht sein, in den letzten Zeiten, wo überspannte Begriffe und die allgemeine Erschütterung Europa's das Glück der Völker so lange aufgehalten haben.

Nach so vielen Abwechselungen, Bewegungen und Unglücksfällen, in einer Zeit, wo die mächtigen Staaten sich doch noch vergrößern, ihren Zustand verbessern und ihre Verwaltung und ihre Kräfte durch Einheit erstarken lassen, konnte dieses Land nicht anders Sicherheit, eine Regierung und eine wahre Unabhängigkeit finden, als in einer gemäßigten Monarchie, einer Regierungsform, die seit langer Zeit, und nach einander von allen Völkern, nach einer schmerzlichen Erfahrung, für die beßte anerkannt worden ist, wenn auch nicht unbedingt, doch in so fern als Menschen sie finden können.

Könnten wir die Vollkommenheit erreichen, welche die Vernunft und jugendliche Täuschung *) unserm Geiste vorhalten, so würde die menschliche Gesellschaft unstreitig die Herrschaft eines Einzigen entbehren können; das Gesetz würde immer mit Weisheit gegeben und ohne Hinderniß, ohne Zögerung erfüllt werden, die Tugend siegreich und belohnt, das Laster verbannt, die Bosheit ohnmächtig sein. Aber diese Täuschungen sind nur von kurzer Dauer und die Erfahrung führt uns bald zu anwendbaren Ideen.

Die Monarchie aber würde allein nicht ausreichen für ein Land, das zwar mächtig und bedeutend, es aber nicht

---

*) Vernunft und Täuschung?!! D. Ueb.

in hinlänglichem Grade für seine Lage ist, welche eine Land- und Seemacht erster Größe verlangen würde. Es mußte sich daher mit einer der größten Mächte Europa's in der Art verbinden, daß die Freundschaft derselben ihm ewig gesichert war, ohne daß seine Unabhängigkeit je darunter leiden konnte.

Dieß, meine Herren, hat das Volk gethan; dieß ist der Zweck der Verfassungsurkunde, und indem ich mich mit einem so rühmlichen Auftrage beladen sehe, und mich mitten unter einem Volke befinde, das durch meine Zuneigung und Sorgfalt das meinige ist und stets sein wird, sehe ich mit Stolz, daß es mir zwei große Hilfsmittel zum Regieren darbietet, nationale Ehrliebe und Tugend.

Ja, meine Herren, das sind die wahren Stützen dieses Thrones. Ich will keine andern Führer haben; es gibt für mich weder Religionen, noch verschiedene Parteien. Nur Verdienst und geleistete Dienste allein machen einen Unterschied. Es wird mein Ziel sein, den Uebeln abzuhelfen, die das Vaterland erlitten hat, und je länger sie gedauert haben, je schwerer sie zu heilen sind, desto größern Ruhm werde ich im Gelingen finden. Aber dazu bedarf ich des gänzlichen Vertrauens der Nation, der Ergebenheit und der Einsichten der ausgezeichneten Männer in ihrem Schooße, und vorzüglich der Ihrigen, meine Herrn Abgeordneten, die mir bereits bekannt sind.

Ich habe in diesem Augenblicke die wahren und echten Holländer aufgerufen, vor den Abgeordneten der Provinzen und der vornehmsten Städte des Reichs. Mögen sie mir mit ihren Einsichten und ihrem Eifer zur Seite stehen! Ich sehe sie mit Vergnügen um mich versam-

melt. Mögen sie ihren Mitbürgern die Versicherung meiner Sorgfalt und meiner Zuneigung bringen; mögen sie besonders die Versicherung dieser Gesinnungen der Stadt Amsterdam bringen, jener Stadt, welche die Ehre des Handels und des Vaterlandes ist, und die ich gern als meine gute und getreue Hauptstadt begrüße. Mögen dieselben Versicherungen ihren Mitbürgern die Abgeordneten jener Nachbarstadt bringen, deren Wohlstand ich bald hergestellt zu sehen hoffe.

Von diesen Gesinnungen, meine Herren, von der Eintracht aller Volksklassen, der Eintracht aller meiner Unterthanen unter einander, von der Pflichttreue eines Jeden, der einzigen Grundlage des wahren, dem Menschen bestimmten Glückes, und vorzüglich von der Eintracht, welche die Provinzen vor allen Gefahren und Unfällen bewahrte, und stets ihre Schutzwehr war, erwarte ich die Ruhe, die Sicherheit, den Ruhm des Volkes und das Glück meines Lebens.

Diese Rede fand, wie Ludwig versichert, großen Beifall. Die gesetzgebende Versammlung sagte einige Tage nachher in der Antwort, die ihr Präsident, Devoß van Steenwick, aussprach: „Die Zeit der Staatsumwälzungen ist für immer vorüber; es würde unverständig sein, die Lehren zu verschmähen, welche uns Geschichte und Erfahrung über die Beschaffenheit der Regierungsform gegeben haben, die für die gegenwärtige Lage und den Umfang unsres Landes die passendste ist."

Das Ministerium wurde nun zuförderst eingerichtet. Der König kannte nur wenige Holländer.

Er fühlte sich — sagt er — von dem Verlangen beseelt, das Land zu beglücken, und glaubte daher mit Recht, daß er Freunde und treue Diener unter denjeni-

gen finden würde, auf deren Wort, Vaterlandsliebe und Freimüthigkeit man rechnen konnte. Seine ersten Fragen über Jeden, welchen er anstellen wollte, waren: Ist er ein redlicher Mann? Ist er geachtet? . . . Ehe er dem Herrn van der Goes das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übertrug, rief er ihn zu sich: „Man hat mich gegen Sie eingenommen, sprach er, aber ihre Feinde selbst gestehen, daß Sie ein redlicher Mann sind. Wollen Sie ihrem Vaterlande unter mir dienen?" Van der Goes ergoß sich in Versicherungen seiner Treue und Ergebenheit. „Ich kann Ihnen nicht glauben, erwiderte der König. Wie könnten Sie einen Mann lieben, den Sie nicht kennen! Ich hoffe Sie aber von meiner Liebe und Ergebenheit gegen Holland zu überzeugen, und wenn das geschieht, werde ich berechtigt sein, auf ihre Anhänglichkeit zu rechnen, weil Sie ein redlicher Mann und ein Freund ihres Vaterlandes sind. Haben Sie unterdessen eine so gute Meinung von mir, daß Sie mir zum Voraus auf mein Wort glauben können, so sagen Sie mir, ob ich auf Sie rechnen kann. Wo nicht, so ziehen Sie sich mit Freimüthigkeit zurück." Van der Goes nahm den Antrag an, und diente treu. Der König erkannte sogleich, daß die öffentliche Meinung bei der Regierung Hollands vorzüglich benutzt werden müsse, nicht eben, um ihr immer blindlings zu folgen, aber um das Urtheil der Staatsverwaltung aufzuklären und ihre Aufmerksamkeit zu leiten. Diese Wahrheit war ihm von dem größten Nutzen. Auf diese Weise wurden ihm drei Männer bekannt, Mollerus, Roell und Twent. Er rief sie zu sich, unterhielt sich lange mit ihnen und faßte gegen alle drei große Achtung. Roell gewann sein ganzes Ver-

trauen und wurde zum Minister-Staatssecretair ernannt. Mollerus erhielt das Ministerium des Innern. Twent, sehr bekannt mit dem Deichwesen, war in diesem Zweige der öffentlichen Verwaltung sehr nützlich. In der Lage, worin sich ein fremder König in einem so republikanischen Lande als Holland befand, mußte er sich entweder bemühen, zwei Millionen Menschen zu bewegen, ihre Ansichten und Gewohnheiten nach denjenigen eines Einzigen umzuwandeln, oder aber gänzlich dem Volke in dieser Hinsicht ähnlich werden. Der König nahm diesen Entschluß als den gerechtesten und vorzüglich als den leichtesten.

Eine der ersten Verwaltungsarbeiten war eine veränderte Abfassung der Verfassungsurkunde, welcher die Hochmögenden beistimmten. Unter andern blieb die Zahl der Minister nicht mehr auf vier beschränkt, wie vorher, sondern unbestimmt.

Er betrachtete jedoch auch diese Verfassungsurkunde nur als eine vorläufig angenommene. Die Nation selbst sollte, nach seiner Absicht, sich eine ihren Wünschen angemessene zu einer Zeit geben, wo es geschehen konnte, nämlich beim allgemeinen Frieden. Er hatte den Vorsatz, das Volk dazu in Stand zu setzen, und ihm die Freiheit zu geben, seine Wünsche auf die vollständigste und wirksamste Weise zu offenbaren. Eine nach der englischen Verfassung eingerichtete Monarchie, schien für die Holländer zu passen, die jedoch selber darüber entscheiden sollten. Die gesellschaftlich vereinigten Menschen müssen den Gesetzen unterthan sein und redlich leben, aber man ist ihnen zum wenigsten auch schuldig, ihnen die Wahl dieser Gesetze zu lassen. Die beste Verfassung ist nicht

diejenige, welche die Staatsgelehrten dafür halten, sondern diejenige, die den Beherrschten die passendste dünkt.

Wäre auf der einen Seite dem Volke diese Maßregel vortheilhaft gewesen, so würde auf der andern auch der König den Vortheil dabei gefunden haben, seine Familie in Holland einheimisch zu machen und ihr feste Dauer zu geben. Er wollte dem Lande selbst die Freiheit lassen, sich einen andern König zu wählen, wenn es dem Volke gefiele, und man wird dieß leicht glauben, wenn man erwägt, daß er in diese Handlung den Ruhm und Zweck seines Lebens gesetzt hatte, einen unfehlbaren Ruhm, selbst wenn man ihm die Krone nicht bestätigt hätte. Vom Anfange seiner Regierung an beschäftigte er sich im Stillen, einen möglich einfachen Verfassungsentwurf zu machen, der dem Volke hätte zusagen können, und ganz seinen Gewohnheiten angepaßt, wiewohl der Grundlage nach monarchisch sein sollte . . . .

Wie soll ein König sich beschäftigen? Das Oberhaupt der Staatsverwaltung muß allen Verwaltungszweigen seinen Geist, seinen Willen einprägen. Einheit der Bewegung ist der Hauptvortheil der Monarchie. Alle Lehren für eine solche Staatseinrichtung lassen sich in zwei Worte fassen. Der König habe in allen Angelegenheiten seinen eigenen Willen, er lenke alles zu dem einen Ziele: Unabhängigkeit und Sicherheit des Staates, Unabhängigkeit, Sicherheit und Wohlfahrt der Einzelnen, und lasse seine Befehle und Entscheidungen unfehlbar ausführen. Die Minister oder Staatsbeamten sollen nach dem Willen und Geiste des Königs handeln, auf dasselbe Ziel hinstreben, ohne auch nur einmal von dieser Bahn abzuweichen.

Da ihm (dem König Ludwig) die Kenntniß der Personen mangelte, so mußte er unter Unbekannten wählen, und dachte über das beste Mittel nach, sie kennen zu lernen. Wenn ich ihnen vorpredige — sagte er — wenn ich sie mit Anweisungen und Fragen überhäufe, wenn ich nichts thue, als ihnen stets Rechenschaft über ihr Betragen abzufodern, so werden sie sich gegen mich verstellen, sich verlarven, und vor meinen Augen Gehorsam heuchelnd, vielleicht gerade das Gegentheil thun. Lasse ich sie aber eine Zeitlang ihren eigenen Gang gehen, ohne daß ich sie zu beobachten scheine, so werde ich sehen, welchen Weg sie nehmen, welches Ziel sie im Auge haben, und wenn ich dann diejenigen wähle, die aus eigenem natürlichen und freien Antriebe nur ihrer Pflicht treulich folgen, werde ich zuverlässige Minister und treue Beamten haben.

Dieser Plan hatte noch einen andern Vortheil. Ludwig erhielt dadurch Zeit, die Angelegenheiten des Landes kennen zu lernen, sie in ihrem ganzen Umfange zu erforschen und sich richtige feste Begriffe zu bilden; denn er fühlte, daß es ein großer Fehler, eine Thorheit, sein würde, wenn man erst die Landesangelegenheiten kennen zu lernen suchen und die Leitung derselben aufschieben wollte, bis man jene Kenntniß erlangt hätte. Denn der Staatsmann schöpft den besten Unterricht aus den Dingen selbst, die täglich in ihrer natürlichen Ordnung nach einander fortgehen.

Der Verfasser wirft darauf einen Blick auf die Lage des Landes und der einzelnen Zweige der öffentlichen Verwaltung. Es wird, um den Faden seiner Darstellung in der Hand zu behalten,

hinlänglich sein, hier nur die Hauptergebnisse mitzutheilen, ohne ihm ins Einzelne zu folgen.

In den Kassen der Staatseinnahme fanden sich bei seinem Regierungsantritte nicht mehr als 200,000 Gulden. Die rückständigen Ausgaben betrugen 35 Millionen, ohne zahlbare Pensionen, und überhaupt waren 44 Millionen Gulden zu zahlen. Nach der bisherigen Staatsrechnung war der jährliche Bedarf 78 Millionen, die sichere Einnahme aber nur 35 Millionen, die nach dem neuen, aber nur zum Theil ausgeführten, und von der öffentlichen Meinung laut getadelten, System allenfalls auf 50 Millionen erhöht werden konnten. Die Zinsen der Staatsschuld (in dem obigen Bedarf begriffen) betrugen 34,500,000 Gulden.

Das Deichwesen, das für Holland so wichtig ist, war nicht nach einem allgemeinen Systeme geordnet. Jede Stadt, jedes Dorf, jede Herrschaft legte Deiche auf eigene Rechnung an, und nur der Form nach war die Billigung der aus 5 Mitgliedern bestehenden höchsten Behörde nöthig. Ungeachtet dieser mangelhaften Einrichtung waren dennoch zwei wichtige Arbeiten angefangen, die Schleusen von Katwyk und die Austrocknung der Sümpfe zwischen Amsterdam und Utrecht. Der König, der auf diesen Gegenstand vorzüglich seine Aufmerksamkeit richtete, ließ jene Arbeiten, ungeachtet der bedrängten Finanzlage, fortführen, sah aber gleich anfangs, wie nothwendig es sei, diesen Verwaltungszweig nach einem allgemeinen Plane zu ordnen.

Die bürgerliche und peinliche Gesetzgebung war auf das römische Recht gegründet, aber durch Verschmelzung mit alten einheimischen Gewohnheitsrechten sehr verwickelt. Die Gerichtskosten waren ungeheuer, und bei der peinlichen Rechtspflege hatte persönliche Rücksicht zu viel Einfluß, da nach den herrschenden Gewohnheiten Rang und Vermögen des Strafbaren ungerechte Verschiedenheiten bei der Bestimmung der Strafen begründeten, obgleich sonst die holländischen Richter einsichtsvoll und unbestechlich waren. — Es gab nur eine sogenannte Kriminal-Polizei, welche die Ober-Anwälte oder Fiskäle bei den Gerichtshöfen verwalteten. Von der, durch die Ortsbehörden ausgeübten Polizei hatte die Landesregierung keinen

Vortheil. — Die Stadt- und Provinz-Behörden hatten mit den republikanischen Formen auch die davon abhangenden Gewohnheiten beibehalten. Die Städte betrachteten sich als Oberherrn, ernannten alle örtlichen Beamten und vollzogen die Anordnungen der Staatsgewalt nach Willkühr. Auf dem Lande gab es theils ähnliche Ortsverwaltungen, theils herrschten hier die Grundherrn, welche die Amtleute und andere Beamten ernannten, wo es denn eben so schlimm zuging, als in allen Ländern, wo solche Herrenrechte gelten.

Die Landmacht bestand aus ungefähr 24,000 Mann, doch waren kaum 10,000 Mann zu wirklichem Dienste aufzubringen, die Besatzung von Batavia ungerechnet. Man hatte ein gutes Artillerie-Korps und geschickte Ingenieurs. Der übrige Theil des Heeres bestand aus den in Sold genommenen deutschen Truppen. Die meisten Offiziere waren Ausländer. Der Soldat war im Ganzen verachtet, schlecht bekleidet, schlecht verpflegt. Die Seemacht war in besserm Zustande, und mehr geachtet. Man hatte in Boulogne 200 (kleine) Fahrzeuge, und in den holländischen Häfen lagen 14 Schiffe, theils völlig gerüstet, theils im Bau, und 10 Fregatten, ungerechnet einige leichte Fahrzeuge und Küstenschiffe.

Die Religionsübung war frei, aber nur die Diener des reformirten Glaubens hatten Besoldung. Die Katholiken besaßen selbst in den Dörfern, wo sie am zahlreichsten waren, nur kleine Betzimmer. Alle zu den Pfarreien gehörigen Güter besaßen allein die Reformirten. Die übrigen christlichen Gemeinden, Lutheraner und Mennoniten, waren nicht besser bedacht, als die Katholiken, jene aber sind mäßig und bescheiden in ihren Ansprüchen und fromm, diese reich, betriebsam und unabhängig. Die Katholiken hatten wenig Bildung, wenig Vaterlandsliebe; sie waren herabgewürdigt und elend. Die Juden, theils reich, theils sehr arm, seufzten unter dem Drucke. Ueber ihre Zwistigkeiten unter sich, selbst über ihre Verbrechen, wenn sie nur ihre Glaubensgenossen betrafen, bekümmerte sich der Staat nicht.

Ludwig fand den Handel noch im Jahre 1806 weit lebhafter als er gedacht hatte, und nahm sich vor, alles zur Emporbringung desselben zu thun. Er wollte ihn nicht leiten — sagt er — ihm

nicht den Weg zeigen. „Sie wissen besser als ich, sprach er zu den Abgeordneten des Handelstandes, was zu thun ist. Aber ich weiß auch, daß man Sie von allen Fesseln befreien muß. Ich will Ihnen nur die Thore öffnen; das Uebrige ist ihre Sache.“

Durch die Licenzen, welche die französischen Generale und Consuln, unter dem Vorwande, Zeitungen und Kriegsnachrichten zu erhalten, ausstellten, gab es eine Handelsverbindung mit England. Die Verbindung mit Batavia ward durch Amerika unterhalten. Holland hatte außer dieser Kolonie und den Ansiedlungen auf den Molukken, nur noch Curassao, St. Eustache, Saba und St. Martin in Amerika und die Militärposten auf der Guinea-Küste.

Manufakturen und Fabriken waren in Verfall; hauptsächlich deswegen, weil die mechanischen Künste schnellere Fortschritte in andern Ländern gemacht hatten, wo die rohen Stoffe wohlfeiler sind.

Wissenschaften und Künste wurden angebaut, selbst mit gutem Erfolge, aber ihre Thätigkeit ward nicht offenbar. Die Gelehrten, echte Föderalisten, verschlossen sich mit ihren Arbeiten in ihren Studirstuben. Der öffentliche Unterricht war vortrefflich, zumahl in den Gelehrtenschulen. Fünf Universitäten aber dünkten dem Könige (nach der falschen Ansicht, die er aus Frankreich mitgebracht haben mochte) zu viel, und ihre Einrichtung foderte Verbesserungen. Für Seewesen, Kriegsbaukunst und Taktik gab es gute Schulen, aber, auffallend genug, für die Wasserbaukunst keine. — Die bildende Kunst war in Verfall. Schaffer in Amsterdam, Historienmahler, Brouwer von Harlingen, durch Seestücke bekannt, Cobelt von Utrecht, Landschaftsmahler, und der junge Teerlingue aus Dodrecht, gleichfalls Landschaftsmahler, werden ausgezeichnet. Die Zeichnungschulen waren mangelhaft eingerichtet.

Die Tuchmanufakturen in Leyden und Tilburg, die Leinwandfabriken in Over-Issel, die Bleichen in Harlem, die Papier- und Tabak-Manufakturen waren noch in Thätigkeit, litten aber täglich mehr durch das französische Zollsystem. Vergebens hoffte der König, durch den Abschluß des versprochenen Handelsvertrags mit

Frankreich diesen Uebeln abzuhelfen; man wich der Erfüllung dieser Zusage in Frankreich aus.

Unter den Verbesserungsentwürfen, die der König gleich in der ersten Zeit vornahm, erwähnt er besonders auch seiner Bemühungen für den Gesundheitszustand des Landes. Manches war gut gemeint, aber kaum ausführbar. Er wollte ein Collegium stiften, das aus allen Weltgegenden alle möglichen Heilmittel herbeischaffen und im Lande verbreiten sollte. Er dachte daran, Anstalten für Genesende zu gründen, worin die Aufgenommenen so streng bewacht werden sollten, daß sie die vorgeschriebene Lebensordnung nicht verletzen konnten. Die Aerzte sollten einer strengen Beurtheilung unterworfen, ihr Verfahren sollte bei jedem Todesfalle untersucht und in einer besondern Zeitschrift öffentlich bekannt gemacht werden; wer hingegen merkwürdige Krankheiten geheilt hatte, Belohnung erhalten. Ein andrer Lieblingsplan war, das Land nach und nach von Krüppeln, Buckligen, Verwachsenen und von allen mißgestalteten Kindern zu befreien. Er wollte in dieser Absicht die Ansiedlung solcher Unglücklichen in den Kolonien erleichtern, die Ehen zwischen ihnen verhindern, die Niederlassung fremder Krüppel, ja auch nur ihren längern Aufenthalt im Lande, verhüten. Eben so sehr beschäftigte ihn der Entwurf, im Einverständnisse mit andern Ländern, die Lustseuche, die Pest, das gelbe Fieber, und die Pocken in Europa auszurotten und zu diesem Zwecke ähnliche Anstalten zu treffen, wie gegen die Pest.

Die bedrängte Finanzlage zu erleichtern, war die schwierigste Aufgabe. Durch strenge Ersparung gelang es. Der Staatsbedarf sollte vom 1. Januar 1807 an, jährlich auf 20 Millionen bestimmt sein, die Zinsen der Schuld ungerechnet, und zur Tilgung dieser glaubte man 20 Jahre zu brauchen.

Bei dieser Lage mußte gewählt werden, entweder die Seemacht oder die Landmacht zurückzusetzen. Der König entschloß sich, nur einen guten Kern der Seemacht beizubehalten, und die Vermehrung derselben ruhigern Zeiten aufzusparen. Der Landmacht mußte desto mehr Sorgfalt gewidmet werden. Die deutschen Soldtruppen wurden entlassen. Ludwig wollte die Conscription nicht einführen,

ungeachtet Frankreich oft darauf drang. „Ich glaube, schrieb ihm Napoleon einst, Sie haben keine Conscription. Wir wollen sehen, wie wir die Sache auf eine Art einrichten, daß Sie Soldaten bekommen und nicht Gesindel.“ Ein handelndes, seefahrendes Volk, — sagt Ludwig — das zu seinen eigenen häuslichen Arbeiten fremder Arme bedarf, konnte seine eigenen Arme nicht entbehren, ohne zu Grunde gerichtet zu werden. Die freiwilligen Werbungen wurden dagegen auf alle Art ermuntert. Die Waisen, wenigstens die auf öffentliche Kosten erzogenen, wurden zum Kriegsdienste bestimmt. Ausgezeichneten jungen Männern gab man Lieutenants-Stellen. Es wurde eine Kriegsschule eröffnet. Die beßten Offiziere erhielten schnelle Beförderung. Sein Hauptplan aber zum Schutze des Landes, war die Bildung eines National-Heeres, einer Landwehranstalt. Hören wir ihn über diesen nur zum Theil ausgeführten Entwurf.

Will ein Staat von geringem Umfange sich stets unabhängig erhalten, so muß er nicht in den Fall kommen, mächtiger Nachbarn zu seiner Vertheidigung zu bedürfen; er kann aber auch auf der andern Seite kein furchtbares Heer unterhalten, welches das Land zu Grunde richten würde, selbst wenn es erhalten werden könnte. Ein fremdes Heer bemächtigt sich des Landes früh oder spät. Es bleibt also nichts übrig, als die ganze Volksmenge zu bewaffnen und in den Waffen zu üben. Dieß ist leicht und macht furchtbar, wo die öffentliche Gewalt wirklich volkthümlich ist und nur zur Beschützung der Unabhängigkeit des Landes, des Eigenthums und der Wohlfahrt der Einzelnen benutzt werden kann . . .

Ein wohl eingerichtetes National-Heer ist nicht in jedem Lande leicht einzuführen. Zuvörderst ist es nöthig, die Volksmenge wirklich zu rüsten und in den Waffen zu üben, wenn sie im Augenblicke der Gefahr wahrhaft nütz-

lich sein soll. Die Regierung muß dann aber nichts zu besorgen haben, sie muß die Bürger nicht bloß zum Schein bewaffnen, und die Einrichtung nicht bereuen, in dem Augenblicke, wo sie in Wirksamkeit treten soll. Fast alle Dinge in der Welt würden gelingen, wenn man ernstlich und immer wollte, was man will, aber wir sind so sehr Schauspieler von Natur, daß wir die meiste Zeit nicht wissen, was wir thun, ja nicht einmal was wir wollen.

Soll ein Bürgerheer wahrhaft nützlich sein, so muß es sich der Vertheidigung des Landes mit Theilnahme widmen. Man hat in unsern Zeiten mit Unrecht gesagt, daß man alles für das Volk und nichts durch dasselbe thun müsse; ich glaube, man würde richtiger sagen, es müsse alles durch die Regierung, aber nichts für sie gethan werden; denn der Herrscher muß Gehorsam finden, aber er ist und soll nichts sein, als Beamter der Gesellschaft.

Was aber ist nöthig, um alle Bürger zu bewaffnen, um Alle zur Vertheidigung willig zu machen, um der Regierung für immer jede Besorgniß zu benehmen? Ein Einziges: nur eine freie konstitutionelle Monarchie, unter einem Obern, der für die Ausländer, wie für jeden Einzelnen aus dem Volke im Inlande, der Vertreter der National-Majestät, aber nur der erste Beamte des Volkes und der Gesetze ist.

Glücklich also, dreimal glücklich Länder von mäßigem Umfange, weil Wohlstand und weise Freiheit für sie ein unabweisliches Bedürfniß sind!

Aus obiger Auseinandersetzung wird man leicht abnehmen, warum ein Bürgerheer so schwer einzurichten

ist, wenn es nicht aus einem solchen Staatssystem hervor geht. Man mag immer schöne Pflanzen setzen, und erlesene Saamenkörner säen, sie werden nicht gedeihen, wo der Boden nicht für sie taugt.

Ueberzeugt, daß eine monarchische Regierung so frei sein kann, und freier vielleicht ist, als jede andere, wenn sie durch Gesetze geordnet wird, wollte der König alle jene Vortheile dem Lande durch eine gute Verfassung verschaffen, und dann konnte auch ein Bürgerheer ohne Schwierigkeit sich bilden lassen. Es sollte aus drei Abtheilungen bestehen: 1) aus den Freiwilligen. Sie würden alle junge Leute begreifen, welche sich auf eine gewisse Reihe von Jahren zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichteten. Sie sollten große Vorrechte genießen, und der König hatte die Absicht, alle zum Waffendienste fähige Waisen mit ihnen zu vereinigen. Niemand sollte eine vom Staate besoldete Stelle erhalten, der nicht einige Zeit in dieser Heerabtheilung gedient hatte. 2) Die eigentliche National-Garde sollte zuerst zur Vertheidigung der Städte bestimmt sein, im äußersten Nothfalle aber das bleibende oder freiwillige Heer verstärken. 3) Der Heerbann (oder Landsturm) sollte alle Männer über 50 Jahre begreifen, so wie alle, in gewöhnlichen Zeiten von den beiden ersten Abtheilungen ausgeschlossenen, jüngern Männer, die zu dem Heerbann sich versammeln mußten, so oft dieser aufgeboten ward, das heißt, im äußersten Nothfalle. Weder die Priester noch die Staatsbeamten, noch die Edelleute waren vom Heerbann frei. Die Bestimmung dieser Abtheilung war zuerst Vertheidigung der Städte und, wenn Gefahr drohte, Beschützung der Gränzen. Der König sollte der Befehls-

haber des ganzen Bürgerheeres sein, und weder er, noch irgend ein Prinz seines Hauses von der Pflicht entbunden werden, dazu zu gehören.

Die Rechtspflege war ein andrer Gegenstand, der den König schon im ersten Regierungsjahre beschäftigte. Die Verfassung verordnete, daß der König das Recht der Begnadigung nicht anders ausüben konnte, als wenn er zuvor die Mitglieder des obersten Gerichtshofes zu einem geheimen Rathe berufen und angehört hatte. Ludwig machte es dem Justizminister zur Pflicht, darauf zu sehen, daß kein Todesurtheil vollzogen werde, ehe nicht jener, oder eines der Mitglieder des Gerichtes, einen Grund zur Begnadigung, oder zur Verwandlung oder Verminderung der Strafe gefunden hätte. So oft ein Einziger von diesen zehn Männern etwas zu Gunsten des Strafbaren vorbringen konnte, sollte auf Begnadigung angetragen werden. Es war dem König — sagt der Verfasser — unbegreiflich, wie man durch die Thränen, Klagen und Bitten der Angehörigen des Angeklagten sich zur Begnadigung bewegen lassen könne. Wenn ich sie auf diese Weise gewähren wollte, meinte er, würde ich mich für den Tod aller derjenigen verantwortlich machen, die nicht im Stande gewesen wären, um Begnadigung zu bitten, oder es nicht gethan hätten. Er wollte sich daher auf das Urtheil seiner Räthe verlassen.

Dieß Betragen — setzt er hinzu — ging nicht aus einer Menschlichkeitsucht (manie d'humanité) hervor, wie sein Bruder ihm schrieb, sondern er glaubte für das Leben jedes Holländers verantwortlich zu sein . . In dem später entworfenen peinlichen Gesetzbuche wurde zwar die Todesstrafe beibehalten, aber er hatte die Absicht, sie nach dem Seefrieden abzuschaffen, wenn es ihm vergönnt sein sollte, die Verfassung des Landes dauerhaft zu begründen. Man wird diese geheime Absicht, weil nichts sie beweiset, bezweifeln wollen; wenn man

aber erwägt, daß er während seiner fünfjährigen Regierung, unter den schwierigsten Umständen nie ein Todesurtheil unterschreiben wollte, daß er allen Angeklagten, deren Begnadigungsgesuche man ihm vorlegte, Gewährung gab, daß kein Todesurtheil vollzogen wurde, ohne daß der Verurtheilte um Begnadigung gebeten hätte und sein Gesuch von dem Gerichtshofe und dem Minister wäre erwogen worden, so wird man leicht begreifen, daß er keinen andern geheimen Beweggrund haben konnte, als den Abscheu vor der Todesstrafe, die nach seinen Ansichten die Gesellschaft nicht berechtigt ist zu verfügen, und als seinen Wunsch, eines Tages den Ruhm zu erlangen, die Todesstrafe aus dem peinlichen Gesetzbuche der Holländer auszustreichen, und gewiß, wenn dieß irgendwo gelingen konnte, so war es bei einem solchen Volke.

Alle seine Entwürfe zur Erleichterung des Landes und zur Verbesserung des Zustandes seines Volkes, fanden Hemmungen und Hindernisse von Seiten der französischen Regierung. Der Abschluß eines Handelsvertrages wurde fortdauernd verweigert. Die französischen Kriegsvölker wichen nicht aus dem Lande und wären nicht zurück gezogen worden, wenn nicht Preußens Rüstungen es endlich geboten hätten. Auf seine wiederholten Gesuche bei seinem Bruder, antwortete ihm dieser um jene Zeit: „Sie werden ihre Kolonien verlieren. Ich werde nichts für Holland thun, wenn Sie ihre Land- und Seemacht vermindern. Sie müssen 50000 Mann haben und 20 Linienschiffe, und die Staatsrenten tüchtig besteuern Sie können Holland nicht retten. Was bekümmern Sie sich darum? Mögen die Holländer selbst zusehen!" Auch rieth ihm Napoleon, sich nicht mit den andern europäischen Höfen in Briefwechsel zu setzen, aber Ludwig befolgte diesen Rath nicht. Vlessingen nahm Napoleon ohne Umstände in Beschlag. „Ich will da keinen andern Befehlshaber als den meinigen" schrieb er.

Der König konnte sich oft einer peinlichen Ahnung über die Absichten und Gesinnungen seines Bruders gegen ihn nicht erwehren; aber vergebens suchte er den Grund davon. Der Gedanke, daß sein Bruder Holland, durch ihn und ihn aufopfernd, mit Frankreich vereinigen wolle, erwachte immer in ihm, aber er konnte sich nicht davon überzeugen. Wie hätte er glauben können, daß Napoleon seinen Nahmen, seinen Bruder, sein eigenes Werk, zu einem Werkzeuge der Treulosigkeit und des Todes für ein ganzes Volk machen wolle! Er glaubte, daß ein solches Benehmen geheime Ursachen habe. Die Aehnlichkeit zwischen den Holländern und den Engländern konnte den Kaiser gegen jene in eine feindselige Stimmung setzen. Er will, sagte Ludwig zu sich selbst, die Konscription, weil er den Holländern einen Vorzug nicht gönnt, den die Franzosen nicht haben; er will den Bankerott, weil er glaubt, daß Holland alsdann Frankreich viele Kriegsvölker, viele Schiffe und viel Geld liefern könne.

Preußens Rüstungen machten Ludwig besorgt, und ungeachtet man ihm, zu seinem Befremden, keine Nachrichten von Paris schickte, so verstärkte er doch seine Kriegsmacht sobald der Ausbruch des Krieges ihm wahrscheinlich geworden war. Es war Eile nöthig. Frankreich schien sich um Hollands Beschützung während des bevorstehenden Kampfes gar nicht bekümmern zu wollen, aber Ludwig besorgte, man könne bei der ersten Gelegenheit, unter dem Vorwande, das entblößte Land zu decken, sich desselben bemächtigen. Die Preußen machten bereits Scheinbewegungen gegen die holländischen Gränzen. Napoleons Briefe gaben nun tröstlichere Aussichten für Holland; er foderte die größten Anstrengungen, versprach aber auch reichliche Entschädigung. Ludwig bot alles auf, und half sich bei der Erschöpfung der Finanzen mit Voraus-

erhebung der Einkünfte, da er zu der, nach seinen Ansichten, unregelmäßigen und verderblichen, Maßregel gezwungener Anleihen nicht greifen wollte. Am Ende des Septembers erhielt er ein Schreiben von seinem Bruder, der ihm seinen Plan zum Feldzuge mittheilte.

„Sie machen eine nützliche Diversion bei Wesel, wo Sie Ihre Armee, durch französische Truppen verstärkt, zusammen ziehen wollen. Die Nord-Armee soll sie heißen. Sie nehmen Ihre Maßregeln so, daß man dieses Heer für stärker halte, als es ist. Werfen die Preußen sich auf Holland und lassen sich täuschen, so sind sie verloren. Thun sie's nicht, so sind sie's auch. Wenn sie glauben, daß ich meine Operationslinie parallel mit ihnen und dem Rheine ziehe, so habe ich schon berechnet, daß sie mich gar nicht hindern können, gleich nach der Kriegserklärung ihren linken Flügel zu umgehen und eine größere Macht gegen ihn vorrücken zu lassen, als zur Vernichtung desselben nöthig ist. Ist ihre Linie einmahl gebrochen, so werden alle ihre Bemühungen, den linken Flügel zu unterstützen, gegen sie selbst ausschlagen. Getrennt, und abgeschnitten auf ihrem Marsche, werden sie nach einander in meine Linien fallen. Die Folgen lassen sich nicht berechnen. Vielleicht bin ich in Berlin, ehe sechs Wochen vergehen. Meine Armee ist stärker als die preußische, und wenn sie mich auch anfangs schlügen, würden sie mich gleich nachher mit 100000 Mann frischer Truppen auf ihrem Centrum finden, meine Plane zu verfolgen.“

Es ist unmöglich — setzt Ludwig hinzu — von der Großartigkeit, der Richtigkeit und Wissenschaftlichkeit sei-

ner Berechnungen einen vollkommenen Begriff zu geben. Den Blick auf die Landkarte heftend, verfolgte der König zum voraus des Kaisers Entwürfe und sagte, aus seinem Zimmer tretend, zu seinen Adjutanten Caulaincourt und de Broc: Die Preußen sind verloren.

Nur zwei Umstände waren dem Könige unangenehm in jenen Mittheilungen. Seine Truppen sollten, nach Napoleons Willen, kein besonderes Heer, ja nicht einmal besondere Abtheilungen bilden, sondern jede Abtheilung sollte aus einem französischen und einem, von einem französischen Generale befehligten holländischen Regiment bestehen, die bloß aus Holländern zusammen gesetzte Artillerie aber gleich unter einen französischen General kommen. Eben so unangenehm war es ihm, daß Napoleon den Kurfürsten von Hessen aus dem Lande jagen wollte, der „als preußischer General nur darum parteilos bleiben wolle, um dem französischen Heere desto mehr Schaden zu thun, wenn er ihr im Rücken bliebe." Die holländische Armee sollte den Marschall Mortier, dem jener Auftrag gegeben war, unterstützen. Dieser Entwurf, sagt der Verfasser, kühlte des Königs kriegerische Begeisterung vollends ab. Die Vereinigung der holländischen Armee mit den französischen Kriegsvölkern erfolgte. Ludwig führte den Oberbefehl. Nach der Schlacht bei Jena breitete die Nord-Armee sich in Westphalen aus. Mortier, gegen Hessen ziehend, hatte nur zwei Regimenter, und verlangte Verstärkung von dem Könige von Holland. Dieser hatte keine Wahl, als entweder zurück zu bleiben und seine Kriegsvölker dem Marschall zu schicken, von welchem er sie nicht wieder zu bekommen fürchtete, oder selber nach Cassel zu ziehen. Er wußte, daß Napoleon die Flucht des Kurfürsten gern sehen würde, um einen Vorwand zur Besetzung des Landes zu haben. Als er sich am 1sten November Cassel näherte und von dem Stallmeister des Kurfürsten begrüßt wurde, ließ er diesem sagen, er betrete wider Willen das Hessische Gebiet, müsse aber den Bewegungen der großen Armee folgen; als Nachbar und Fürst

glaube er jedoch, ohne die Pflichten eines verbündeten Feldherrn zu übertreten, dem Kurfürsten rathen zu können, in seiner Hauptstadt zu bleiben, da man sich sonst seines Landes bemächtigen werde, wenn er aber bliebe, würde sich alles vielleicht noch günstig wenden, da er erklärt habe, parteilos bleiben zu wollen. Der französische Geschäftsträger hatte indeß ganz andere Erklärungen gemacht. Der Kurfürst war entflohen. Mortier war schon eingerückt, als der König ankam. Mit Erstaunen hörte dieser, daß der Marschall Auftrag habe, alle holländischen Truppen unter seinen Befehl zu nehmen. Der König schlug es ab, und ging zurück an die Weser, um Hameln und Niendorf zu beobachten. Der General Dupont Chaumont, ehemals französischer Gesandter in Holland, den Ludwig als einsichtvoll und gemäßigt rühmt, begleitete ihn. Aus den vertraulichen Aeußerungen, die Dupont unterwegs fallen ließ, schloß der König, daß darum noch kein französischer Gesandter in Holland sei, weil die Angelegenheiten dieses Landes noch nicht abgemacht seien, und daß man aus diesem Grunde bei der großen Armee den König von Holland nur als einen französischen Prinzen betrachte; daß man die holländischen Truppen nicht als besondere Heerabtheilung bestehen lassen könne und sie in den, von der vereinigten Armee unter des Königs Befehl besetzten, Ländern nicht allein lassen würde.

Es ist schwer, die schmerzliche Empfindung zu schildern, welche diese Ueberzeugung in ihm erweckte. Sein Entschluß ward nun um so fester, sich der Angelegenheiten Hollands ganz offen anzunehmen und sich durch keine Rücksicht abhalten zu lassen. Da ich mich Frankreich nicht mit offener Gewalt entgegen stellen kann noch will, sagte er, so soll wenigstens die Welt die Wahrheit erfahren, und überzeugt sein, daß ich zwar getäuscht werden konnte, daß aber nichts mich von einem Lande losreißen kann, welches das meinige geworden ist, und dem die heiligsten Pflichten und Schwüre mich verbinden.

Es war ihm nun volles Licht aufgegangen, und er wunderte sich, daß er nicht schon lange geahnet hatte, was nun als unwidersprechlich sich zeigte. Er entschloß sich, nach Holland zurück zu kehren. Die französischen Truppen unter seinem Befehle übergab er dem Marschall Mortier, seinem General Dumonceau aber übertrug er den Befehl über die Holländer, die während des Feldzugs fortdauernd mit den Franzosen vereinigt fochten.

Seine Ueberzeugung, daß er gegen die geheime Absicht der Macht, die ihn hätte stützen sollen, auf dem Throne saß, mochte noch fester werden, als er bald nachher in der damals bekannt gemachten Antwort auf Lord Lauderdale's Note, mit Erstaunen die unwahre Behauptung las, „er habe bei seiner Thronbesteigung ausdrücklich erklärt, dem holländischen Throne entsagen zu wollen, wenn bei dem allgemeinen Frieden die holländischen Kolonieen nicht zurückgegeben würden.“ Er sah in dieser Aeußerung eine Idee, die der Festigkeit seiner Herrschaft in den Augen der Holländer nachtheilig sein konnte, einen Gährungsstoff, der für die Zukunft war ausgeworfen worden.

Das damals ersonnene Blokade-System drohte Holland neue Gefahren. Er theilte Napoleon seine Ansichten über die Folgen dieses riesenhaften Entwurfes mit, die für Frankreich, den Kontinent und die handelnden Völker zuerst verderblich werden müßten, ehe sie England zu Grunde richten könnten. Er that indeß, was Frankreich foderte, ohne jedoch in eigenem Namen, als Oberhaupt eines kleinen Staates, die brittischen Inseln in Blokadezustand zu erklären. Er konnte der heftigen Maßregel seines Bruders keine lange Dauer versprechen, und suchte durch regelmäßige Anordnungen denselben Zweck zu erreichen, den Frankreich erstrebte, aber ohne sich zu Grundsätzen zu bekennen, die er für ungerecht hielt, und ohne einen Ton anzunehmen, der ihm zu gebieterisch, zu soldatisch dünkte. Er empfing das Dekret von Berlin, vom 21sten November, mit lebhaftem Schmerze, und wollte sich anfangs gar nicht fügen. „Man kann in der Verblendung der Leidenschaft, sagte er, sich in einen Abgrund stürzen, um auch seinen Feind hinein zu reißen, aber wie kann ein Mann, der für

das Wohl so vieler Familien wachen soll, sich überreden lassen, die Seinigen in den Abgrund zu stürzen?" Nur mit Mühe überwand man endlich seinen Widerstand, und er gab nach, um nicht gänzlich mit Frankreich zu brechen. Er verordnete, daß man Napoleons Dekret in Ostfriesland, das man schon als erobert ansehen konnte, und in den andern von den holländischen Truppen besetzten Ländern vollziehen sollte; in dem Königreich Holland aber sollte es nur in so fern vollzogen werden, als die schon getroffenen Maßregeln nicht hinlänglich wären. Napoleon war mit dieser beschränkten Beobachtung seiner Verordnung sehr unzufrieden, und die französischen Agenten in Holland ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, sich für die Unterdrückung unrechtmäßiger Gebühren, die sie sich früher genommen hatten, zu rächen. Ludwig wollte sich aber die Freiheit nicht nehmen lassen, jene überspannten Maßregeln aufzugeben, sobald sich ihre Unwirksamkeit in Frankreich gezeigt, oder man ihnen hier stillschweigend entsagt haben würde. Er war überzeugt, daß Frankreich, selbst wenn die Unausführbarkeit des Blokade-Systems offenbar geworden wäre, doch unter dem Vorwande, gegen den gemeinsamen Feind zu handeln, des sogenannten Kontinental-Systemes sich bedienen würde, seinen Handel zum Nachtheile des Verkehres der schwächern verbündeten Staaten zu begünstigen, die dann nicht die Freiheit haben würden, von den französischen Verfügungen abzugehen, wenn sie dieselben unbedingt angenommen hätten. Uebrigens versichert Ludwig, kein Land, selbst Frankreich nicht ausgenommen, habe das Blokade-System strenger in Vollziehung gesetzt, als Holland, und keines so sehr dadurch gelitten; selbst der Schleichhandel sei hier bei weitem nicht so bedeutend gewesen, als bisher in Frankreich. Aber so aufrichtig die genommenen Maßregeln, so gerecht die Klagen des Landes und so unbezweifelt wirksam die bestehenden Maßregeln waren, man hörte nicht auf, den König zu beschuldigen, weil man bald erkannte, wie förderlich jenes Blokade-System dem Gelingen der geheimen Absichten gegen Holland war. Je mehr Anstrengungen die Regierung machte, den steten Angriffen ein Ende zu machen, desto weniger gelang es ihr, und sie faßte end-

lich den Entschluß, fortdauernd zu thun, was sie für ihre Schuldigkeit hielt, ohne sich um das „Gebelle" zu bekümmern, das sie unmöglich verhindern konnte. Die französischen Agenten unterhielten durch ihre Verläumdungen und übertriebenen Berichte über einige, nicht zu hindernde Versuche der Schleichhändler, den Unwillen Napoleons. Ludwig, immer bedacht, die Parteien zu vereinigen, seine Regierung zu befestigen, die Wohlfahrt seines Volkes und die Erleichterung des Landes zu suchen, konnte keinen Schritt thun, ohne gegen die herrschende Politik anzustoßen, die darin bestand, Holland herab zu setzen, es zu beengen, zu verarmen, in Verzweiflung zu stürzen und es endlich dahin zu bringen, sich Frankreich in die Arme zu werfen. In dieser Stimmung schloß er denn die Rede, womit er am Ende des Jahres 1806 eine Rechenschaft über das erste Regierungsjahr ablegte, mit den Worten: „Dieses gute Volk sei überzeugt, daß so lange wir auf dem Posten „sind, worauf die Vorsehung uns gestellt hat, weder schwache Gesundheit, noch irgend eine andere Rücksicht uns abhalten soll, „immer über seinen Vortheil und sein Heil zu wachen, so lange „wir es vermögen."

Die Ereignisse des Jahres 1807.

Es mußten neue Anstrengungen gemacht werden, um die ungeheuern Rüstungen zu bestreiten, die Frankreich ohne Nutzen foderte. Die Zinsen der Staatsschuld waren immer um drei Monate in Rückstand. Außer der Seeblokade, litt Holland noch unter einer Art von Küstenblokade.

Wie ließ sich in einer solchen Lage eine monarchische Regierung einem Volke erträglich machen, das wesentlich republikanisch und immer zum Tadel der Verwaltungsmaßregeln geneigt ist? Wie konnte man es gegen Verzweiflung schützen? Erwägt man, daß der König ein Fremdling war, und allein stand, daß er nur von eifersüchtigen Republikanern umringt war, oder von Leuten, die schon lange heimlich nicht nur dem Interesse Frankreichs ergeben waren, sondern selbst dem Willen der französischen Machthaber in den geringsten Dingen huldigten, und sich der Wirksamkeit und der Befestigung der neuen Regierung widersetzten, so wird man die schwierige Lage des Königs begreifen. Aber eine reine Absicht und eine redliche, das heißt, die einzig wahre, Politik hat den Vortheil, daß sie die Verhältnisse immer so leidlich als möglich macht, während Falschheit, Ränke und Bosheit sich oft selbst verrathen und sich in ihren eigenen Netzen gefangen sehen.

Ungeachtet feindseliger Ränke, und der schlechten Meinung, welche durch diese feindselige Gesinnung unter dem Volke gegen die Regierung erweckt wurde, ungeachtet des Krieges gegen Preußen und des thätigen Antheiles, den Holland daran nehmen mußte, stiegen doch die Ausgaben der letzten 6 Monate des Jahres 1806 nicht über 10 Millionen Gulden für dieses halbe Jahr. Es war also das Mittel gefunden, die Ausgaben den Einnahmen gleich zu stellen, und fuhr man so fort, so war das Land gerettet. Als aber der König seine wahre Lage erfuhr, mußte er vor allen Dingen den Umstand benutzen, daß der Krieg das Land von den fremden Kriegsvölkern befreit hatte, und um die Gegenwart und Rückkehr derselben unnöthig zu machen, ein National-Heer bilden. In dieser Absicht gründete er eine Kriegsschule und ein Korps gelernter Unteroffiziere, und vermehrte vor allen Dingen die Garden, woraus er eine Division machte, da man unter keinem Vorwande von Kontingent-Stellung und dergleichen, ihm ein zu seinem eigenen Dienste bestimmtes Korps nehmen konnte, und er auf diese Weise den Kern eines National-Heeres immer bereit hatte.

Frankreich bestand darauf, das holländische Kontingent solle aus 20,000 Mann schlagfertiger Truppen bestehen, wobei das Heer 50,000 Mann stark sein mußte, weil in dem ungesunden Lande, und bei der Vernachlässigung, die der Soldat bis dahin erlitten hatte, der Unterschied zwischen der Mannschaft auf der Liste und den streitfertigen Kriegern zu bedeutend war. Ueberdieß foderte Frankreich die Unterhaltung der Flotille zu Boulogne und der Escadre im Texel. Die Behauptung — sagt Ludwig — daß diese Rüstungen nöthig seien, um gegen die englischen Streitkräfte eine Diversion zu machen, war zwar scheinbar, aber doch nur ein Vorwand, und der eigentliche Zweck ging dahin, Hollands Finanzen

aufs Aeußerste zu bringen, das Land zum Bankerott hinzureissen, und auf diese Weise den Augenblick herbeizuführen, wo Angriff und Einverleibung versucht werden konnten. Sobald er dieß merkte, wich er den verlangten Rüstungen soviel als möglich aus, und man konnte ihm nichts Scheinbares entgegen setzen, als er antwortete: „Ist denn eine Diversion gegen die englische Seemacht selbst für Frankreichs Vortheil, so wichtig, als Hollands Verderben? Und es muß dem Verderben entgegen gehen, wenn es den einzigen Finanzplan umstößt, der dem Uebel Einhalt thun kann.“

Die holländische Armee hatte Oldenburg besetzt. Man verlangte, der König solle es in Besitz nehmen. Er weigerte sich. Meine Truppen, sagt er, können nicht umhin, mitzuziehen und alles zu thun, was man ihnen befiehlt, da sie zur großen Armee gehören, aber nichts kann die Regierung zwingen, zu nehmen, was ihr nicht gehört. Die großen Mächte können für den Augenblick ohne Gefahr ungerecht und räuberisch sein, kleine Staaten aber würden es nicht ungestraft thun.

Die Lage des Handels ward nicht besser. Die Verschließung der Häfen ward nach kurzer Zeit unerträglich. Die Verordnung, welche die englische Regierung am 7. Januar dem französischen Dekrete von Berlin entgegen setzte, zeigte, wie wenig das Blokadesystem die Erwartung der französischen Regierung erfüllte. Der gewünschte Seefriede wurde durch solche leidenschaftliche Maßregeln nur weiter hinaus gerückt. Das Unglück von Leyden fiel gerade in diese bedrängte Zeit.

Am 12ten Januar fühlte man gegen Abend im Haag eine heftige Erderschütterung. Ein Flammenschein am Horizont verkündigte eine furchtbare Feuersbrunst. Es war nach der Gegend von Leyden. Der König eilte dahin, als einer seiner Adjutanten mit der Nachricht zurückkam, daß ein Pulverschiff mitten in der Stadt aufgeflogen

sei. Er beschleunigte seine Reise, nahm die benachbarten Besatzungen ohne Waffen mit, und als er in Leyden ankam, war er lebhaft bewegt von dem traurigen Anblicke, der sich ihm darbot.

Die meisten der schönen Gebäude längs dem Hauptkanale der Stadt, waren zusammengestürzt und ihre Trümmer füllten den Kanal. Die übrigen Häuser waren dem Umsturze nahe, und aus den gefallenen Trümmern und den bedrohten Gebäuden stiegen Rauchsäulen und Flammen empor. Fast in allen Theilen der Stadt dasselbe Schauspiel. Achthundert Häuser waren zusammengestürzt oder beschädigt. Die bestürzten Einwohner wußten nicht was sie thun sollten, nicht was sie noch zu fürchten hatten, und irrten mit verstörten Blicken durch die Straßen. Andre blieben in dumpfer Ruhe unter ihren wankenden Mauern, und der Anblick des Umsturzes des benachbarten Gemäuers, dem ihre Wohnungen bald zu folgen drohten, schien ihnen gleichgültig zu sein. Der Eine fragte nach seinem Vater, der Andre nach seinem Kinde oder seiner Frau. Man lauschte auf den Trümmern nach der Stimme der noch nicht erstickten unglücklichen Opfer, man drängte sich dahin, wo die Stimme sich hören ließ, und oft ward die bekümmerte Ungeduld den Unglücklichen verderblich, auf welche die Trümmer endlich herabstürzten. Man sah eine Tochter im Wahnsinn des Schmerzes die brennenden Trümmer ergreifen; sie bat, schnell die ungeheure Last aufzuheben, die auf ihrer Mutter lag, deren Stimme sie zu vernehmen glaubte, und ohne durch die Besorgniß sich abhalten zu lassen, die furchtbare Last noch mehr herab zu drücken, und dadurch den letzten Lebensfunken der Unglücklichen auszulöschen, welche sie suchte,

arbeitete sie allein eifrig an der unmöglichen Aufräumung. Man brachte die Feuerspritzen von einem Orte zum andern, um der Flamme Einhalt zu thun. Die Mitglieder der Stadtverwaltung, die fast alle einen oder mehrere der Ihrigen beweinten, mußten ihr eigenes Unglück vergessen, um fremde Leiden zu lindern, und man las in ihren Zügen die Qual, womit sie ihren Schmerz in sich verschlossen. Es war unmöglich, Allen zugleich zu helfen. „Ich sehe meinen Vater durch den Schutt, aber wenn man mir nicht schnell hilft, ihn von der entsetzlichen Last zu befreien, die ihn erdrückt, muß er umkommen" rief ein Knabe und erfüllte untröstlich die Luft mit seinem Geschrei. „Ich höre die Klingel meiner Herrschaft, rief eine Magd: „sie ist lebendig unter den Trümmern ihres Hauses begraben; sie ruft mich, sie verlangt Hilfe, und ich kann nicht zu ihr; helft mir, daß ich durch den Schutt komme, sie muß ersticken." Plötzlich eilt ein Mensch athemlos herbei und bringt die Nachricht, man habe einen der angesehensten und achtungswerthesten Hausväter gefunden; aber nur seine Beine waren losgemacht, und wenn man ihn nicht ganz zu befreien suchte, versank er tiefer unter den Schutt. Dort hörte man die Gebete und Klagen einer ganzen Schule, der man nicht helfen konnte. Wenn man auf der einen Seite die Trümmer wegzuräumen suchte, brach das Feuer plötzlich unter den Füßen der Helfenden aus und machte jeden weitern Versuch unmöglich. Ein furchtbares Geräusch erschallte und neue Schreckenstöne mischten sich darein. Es war ein schon erschüttertes Gebäude, das plötzlich stürzte. Alle Fensterscheiben waren zerbrochen oder zerstiebt, daher wa-

ren Brod, Wein, Mehl und andere Lebensmittel unbrauchbar und gefährlich geworden.

Der König durcheilte gleich nach seiner Ankunft den furchtbaren Schauplatz der Zerstörung, und traf Anstalten zur Rettung. Jedem, der zur Rettung eines Unglücklichen geholfen hatte, ward ein Preis von zehn Dukaten gewährt. Viele wurden gerettet. Er öffnete sein Lustschloß zwischen dem Haag und Leyden zur Aufnahme der Unglücklichen, die ihre Wohnungen verloren hatten. Die Soldaten der Garde und die Bürgergarde arbeiteten mit Lebensgefahr. Jeder Bewohner, der Beistand verlangte, erhielt 50 bis 100 Soldaten, die er zu Nachsuchungen brauchen konnte, und fast immer waren sie so glücklich, Verschüttete zu finden. Unter den Verunglückten beklagte man besonders die Professoren Gay-Lusac und Tluit. Der Professor und Prediger Rau wurde aus dem Schutte gezogen, starb aber im folgenden Jahre an den Folgen. Bei Tagesanbruch war das Feuer bezwungen; aber nun war das Nöthigste, den dringendsten Bedürfnissen der Bewohner der großen Stadt abzuhelfen, wo es an allem fehlte. Späterhin wurden Maßregeln zur Wiederherstellung der Stadt getroffen. Man eröffnete eine Unterzeichnung, die bald so reichlichen Ertrag (über 1 Million Gulden) gab, daß die unglücklichen Bewohner für ihren Verlust entschädigt wurden. Der Staat übernahm die Schulden der Stadt. Der Baumeister Giudicelli in Rotterdam entwarf einen Plan zum Wiederaufbau. Die ursprüngliche Ursache des Unglücks ließ sich nicht entdecken. Einige schrieben sie einer böslichen Absicht zu, und wollten darin sogar einen feindseligen Anschlag gegen den Haag und den Wohnsitz des Königs finden, was aber, wie er sagt, nicht wahrscheinlich ist. Der Führer des Schiffes kam selbst um. Wahrscheinlich war die Unvorsichtigkeit dieses Mannes die einzige Schuld des Unglücks. Das Pulver war für die Magazine in Delft bestimmt. Die Regierung traf der Vorwurf, daß sie nicht hinlängliche Sicherheitsmaßregeln getroffen hatte, ein solches Unglück unmöglich zu machen. Bei dieser Gelegenheit ward eine Verordnung erlassen, wie es künftig bei der Fortschaffung von Pulver gehalten werden sollte. Jedes mit Pulver beladene Fahr-

zeug oder Fuhrwerk sollte mit einer weißen Fahne bezeichnet werden, worauf mit großen Buchstaben das Wort: Pulver geschrieben war. Kein Pulvertransport durfte innerhalb der Mauern einer Stadt, oder in der Nähe derselben sich aufhalten. Die Ortsbehörden sollten jeden Transport an der Gränze ihres Gebietes empfangen und weiter geleiten lassen.

In der Finanzverwaltung ward bessere Ordnung eingeführt. Die Steuern sollten auf 55 Millionen gebracht werden, worauf man gerechnet hatte. In dieser Absicht mußten die Hindernisse gehoben werden, welche alte Gewohnheiten und der Geist der alten Provinzialverwaltung einem verbesserten Finanzplan entgegen setzten; man mußte die Zunftverfassung aufheben oder wesentlich umwandeln und alle Privilegien einziehen; eine neue Grundsteuer einführen, die den Gutsherrn und andern großen Landeigenthümern unangenehm war, und endlich gewisse Verbote verfügen. In der letzten Hinsicht nahm sich der König vor, allgemeine und dauernde Maßregeln erst beim allgemeinen Frieden zu treffen, wo er, ohne von aussen beunruhigt und im Innern bedrängt zu sein, seinen Lieblingsentwurf ausführen konnte, ganz Holland zu einem Freihafen zu machen.

Um die bildenden Künste in Aufnahme zu bringen, ward im Jahre 1807 ein General-Director der Künste (der ehemalige Staats-Secretair Hultman) ernannt, der die Aufsicht über das National-Museum und die in den Provinzen befindlichen Kunstsammlungen haben sollte. Es sollte eine Zeitschrift für die Kunst herausgegeben werden, die alle Werke der alten holländischen Schule und deren Besitzer, in welchem Lande sie auch wohnen möchten, angeben, und mit den inländischen Malern und ihren Verdiensten bekannt machen sollte. Es wurde die Stiftung einer Kunst-Akademie verordnet. Jährlich sollten den inländischen Malern Preisaufgaben vorgelegt werden. Acht Zöglinge wurden nach Paris und Rom geschickt, um zwei Jahre in jeder dieser beiden Städte zu studiren. In dem Museum wurde eine vollständige Sammlung der besten Gypsabgüsse aufgestellt. Im August 1807 fand die erste Preisvertheilung statt.

Es wurde eine öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse des inländischen Kunstfleißes angeordnet. Die Fabrikanten, deren Arbeiten für die besten erachtet wurden, erhielten Preise, die aus 1000 Gulden bestanden. Der Preisvertheilung folgte ein zehntägiger Jahrmarkt.

Die öffentliche Bibliothek ward vermehrt und dem Publikum zur Benutzung eröffnet. Ludwig wollte Peter dem Großen ein Denkmal in Saardam errichten, um dadurch das Andenken der Huldigung aufzubewahren, welche ein werdendes großes Volk durch den Besuch seines Oberhauptes der Civilisation eines kleinen Freistaates gebracht hatte, und den Zeitpunkt des Wohlstandes und Ruhmes der Holländer zu verewigen. Auch sollte dadurch laut bezeugt werden, daß das monarchische Holland kein anderes Ziel, keinen andern Ruhm, kein anderes Interesse haben könne, als das republikanische. Harlem sollte ein Denkmal zu Ehren Lorenz Costers erhalten, dem die Holländer die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst beilegen.

Die durch das Warschauer Dekret vom 15ten December verfügte Wegnahme englischer Waaren hatte einen empfindlichen Nachtheil für Holland. Napoleon beklagte sich bitter gegen die holländischen Abgeordneten, die ihn im Schlosse Finkenstein sahen, über Holland und seinen Bruder. Talleyrand sagte laut zu ihnen: Will denn ihr König durchaus die Engländer begünstigen? Der Kaiser drohte förmlich, Holland beim allgemeinen Frieden zu mißhandeln.

Der König hatte schon früh den Entschluß gefaßt, seine Residenz nach Amsterdam zu legen. „Die Regierung eines Handelsstaats, sagt er, muß in der Mitte der Kaufleute sein; die Regierung eines konstitutionellen Staats muß unter einer zahlreichen Volksmenge wohnen; die Besorgniß, welche diese erweckt, die allgemeine Thätigkeit, schlagen zum Vortheil des Landes und der Regierung aus, wenn die letztere gute Absichten hat, wenn sie das Gute zu befördern und das Böse zu vermeiden sucht." Der König glaubte das Volk erst einige Zeit an jenen Gedanken gewöhnen zu müssen, und schickte in dieser Absicht die alten, einst den Feinden genomme-

nen Fahnen aus dem Palast im Haag in das Rathhaus zu Amsterdam.

Am 16ten Februar wurden die ersten Ritter des neu gestifteten Ordens der Union feierlich eingeführt. Der Ordenskanzler sagte in seiner Anrede an die Ritter nach ihrer Eidesleistung: „Der königliche Orden der Union ist ein Ritterorden, auf die Ehre, in der strengsten und feinsten Bedeutung des Wortes, gegründet; sein Zweck ist, den Rittern die Laufbahn aller Tugenden zu öffnen, und ihnen als eben so viele zu bekämpfende Feinde alles zu zeigen, was dem Menschen, oder der bürgerlichen Gesellschaft Schande oder Unglück bringt, Vorurtheile, Irrthümer, Laster, falsche Grundsätze, Parteigeist, Erbitterung oder Haß, Umtriebe, Selbstsucht und Ränke, lauter Feinde, die um so gefährlicher und furchtbarer sind, da man sie nicht durch Waffengewalt unterwerfen und vernichten kann, sondern nur durch makellose Reinheit des Gemüthes, und durch ein stets von der Tugend geleitetes, von der Vernunft aufgeklärtes Betragen, auf welches nichts als der große Grundsatz der Ehre Einfluß hat. Die Regel und die Pflichten dieses Ordens schreiben endlich die Ausübung alles dessen vor, was zum Glücke des Vaterlandes und des Königs beitragen kann.“ Das Ordenszeichen bestand in einem goldnen Kreuze mit acht emaillirten Strahlen, woran vier kleinere waren. Goldne Bienen mit ausgebreiteten Flügeln waren zwischen diese Strahlen angebracht. Auf der einen Seite des Kreuzes sah man das Bündel Pfeile der vereinigten Provinzen um das Zepter mit der königlichen Binde befestigt, rings umher eine Schlange, die sich den Schwanz biß, und die Worte: Eendragt maakt magt, Eintracht schafft Macht. Auf der andern Seite der Zeländische Löwe schwimmend, mit der Umschrift: Doe wel en zie niet om, d. i. Thue Recht, und scheue Niemand. Ueber dem Kreuze war die Königskrone. Das Ordensband war himmelblau.

Am Tage nach dem Ordensfeste wurden mit großer Feierlichkeit den Land- und See-Truppen neue Fahnen gegeben.

Bei der Zusammenberufung des israelitischen Sanhedrins zu

Paris im Februar 1807 erlaubte der König zwar auch den Juden in Holland, es zu besuchen, jedoch unter der Bedingung, daß die Neuerungen in seinem Reiche nur dann eingeführt werden sollten, wenn sie von den holländischen Juden einstimmig gebilligt würden. Er glaubte, neuen religiösen Streitigkeiten und Spaltungen vorbeugen zu müssen.

Die Engländer bemächtigten sich der holländischen Kolonie Curassao, die nur schwachen Widerstand leistete. Der König glaubte, ohne daß er jedoch Beweise gehabt hätte, die Insel sei den Engländern überliefert, ja der Angriff von Holland aus angerathen worden. Die Ausrüstung und Abreise des englischen Geschwaders, das zu dieser Unternehmung bestimmt war, fielen gerade mit den Rüstungen zusammen, die man in Holland machen wollte, um jene Insel in bessern Vertheidigungsstand zu setzen.

Die Finanznoth lähmte immer jede Bewegung. Die beträchtliche Vermehrung des Heeres, die Unterhaltung der Flotte im Texel, die Folgen der Blokade, alles machte das Deficit größer. Je mehr das Land gegen die Bedrängnisse seiner Lage kämpfte, desto drückender wurden sie. Der Staatsschatz bezog seine Bedürfnisse durch Wechsel auf die nächsten eingehenden Einkünfte, aber nur mit ansehnlichem Verluste ließen sie sich versilbern. Die Zinsen der Staatsschuld waren mehrere Monate rückständig. Es wurde ein anderes Finanzsystem ergriffen. Das einzige Mittel zur Herstellung der Finanzen schien die Verminderung der Staatsschuld zu seyn, was nur durch einen beträchtlichen Tilgungsfond möglich war, aber dieser konnte bloß durch Beibehaltung und Vermehrung der Abgaben gewonnen werden. Um der Noth des Augenblicks abzuhelfen und die Rückstände des Ausgabenbetrags zu decken, half man sich mit einer Anleihe von 40 Millionen Gulden. „Das Wesentliche war, bei der Lage Hollands, nur Zeit zu gewinnen, sagt Ludwig. Europa schien in einem zu unnatürlich gespannten Zustande zu sein, als daß sich nicht eine baldige Entscheidung hätte erwarten lassen." Er legte dem gesetzgebenden Corps eine Darstellung der Lage des

Landes vor, worin er die neuen Finanzmaßregeln mittheilte. Er empfahl, an entscheidende Schritte zur Tilgung der Staatsschuld, binnen einer gewissen Zeit, zu denken und hoffte, die damalige Anleihe, wozu er im Schlusse seiner Botschaft an die Stände alle echten Holländer dringend einlud, sollte die letzte sein.

Außer den Finanzen war das gesetzgebende Corps vorzüglich auch mit einer neuen Einrichtung der Departements-Verwaltung beschäftigt, die der französischen ähnlich wurde. An der Spitze jedes Departements stand ein Landdrost, der einen Rath von vier bis fünf Beisitzern hatte. Jedes Departement ward in Bezirke getheilt, deren oberste Beamten Drosten hießen.

Nach dem Schlusse der Sitzungen der gesetzgebenden Versammlung machte der König eine Reise durch das Land.

Als er im Texel war, sah er mehrere amerikanische und schwedische Schiffe einlaufen. Einer seiner Hofbeamten, erstaunt die Flagge Schwedens zu sehen, das mit Frankreich im Kriege war, fragte ihn mit einer ehrerbietigen aber boshaften Miene, ob er jene Schiffe einer Macht gesehen habe, mit welcher Frankreich in Feindschaft lebe, und mit welcher jede Gemeinschaft verboten sei. Ich sehe nur Handelsschiffe, antwortete der König und wendete ihm den Rücken. Aber es scheint, jener Hofbeamte, dem der König sehr gewogen war und viele Beweise seines Antheils gegeben hatte, habe sich damit nicht begnügt, sondern in Paris denjenigen, den er seinen Freund, seinen Gebieter, seinen Wohlthäter nannte, angeklagt; denn wenige Tage nachher ward der König, auf Frankreichs Andringen, genöthigt, den Krieg gegen Schweden zu erklären — eine unzeitige und unbegründete Maßregel, da der Kriegszustand in der That schon lange bestand. Man wollte aber durch diesen Schritt die Weg-

nahme des schwedischen Eigenthumes veranlassen, was man jedoch nicht erlangen konnte. — Ludwig war sehr zufrieden mit der Stimmung der Nord-Holländer, die ihn mit Herzlichkeit empfingen. Er sagte zu den Bewohnern der kleinen Stadt Edam, die sich um ihn versammelten, er hoffe, die Holländer würden es einst vergessen, daß er nicht in Holland geboren sei. „Wir haben's schon vergessen seit Leyden," antwortete ruhig ein Greis.

Während der König sich in den Pyrenäen befand, um das Bad zu gebrauchen, wurde der Friede zu Tilsit geschlossen, wodurch Ostfriesland abgetreten wurde, das später nebst Jever mit Holland vereinigt ward. Auf seiner Rückreise sah er seinen Bruder in Paris.

Napoleon sagte ihm lächelnd, er möge sich nicht verwundern, wenn man ihm melde, daß französische Zollbeamten und Gensdarmen das holländische Gebiet betreten hätten, um die Schleichhändler zu züchtigen. Dieß wird in diesem Augenblicke geschehen, setzte er hinzu. Der König beschleunigte seine Abreise. In Antwerpen erfuhr er, daß verkleidete Gensdarmen sich in die Festungen Bergopzoom, Breda und Herzogenbusch eingeschlichen, in jeder einen Bürger unter dem Vorwande von Schleichhandel verhaftet und den örtlichen Behörden zum Hohn nach Frankreich geführt hätten. Der König war höchst unwillig. Der Gouverneur von Bergopzoom, der sich von den Gensdarmen hatte hintergehen lassen, und der Präsident von Breda wurden abgesetzt, aber vergebens waren seine Bemühungen, die Entlassung der nach Frankreich geführten Holländer zu erlangen. Man brachte diese nach Paris, wo sie mehrere Jahre bleiben mußten,

unter andern ein schwächlicher, sehr achtungswerther Greis, der endlich erst durch ein Lösegeld sich seine Freiheit verschaffte. Diesen Thatsachen kann und muß man nichts hinzu setzen.

Während seiner Abwesenheit hatte der König verschiedene Häuser in Utrecht kaufen lassen, und nach seiner Rückkehr erklärte er, daß er Utrecht zu seiner Residenz wähle, wohin er auch das gesetzgebende Corps berief. In dem Vertrage, der um dieselbe Zeit zwischen Frankreich und Holland abgeschlossen ward, mußte Holland gegen Ostfriesland und die übrigen Erwerbungen, außer einigen kleinen Gränzbezirken, auch Vliessingen abtreten. Der König hatte sich ungern zu dieser Abtretung entschlossen; aber die Nothwendigkeit, Frankreich zu beruhigen und die Wirkung der feindseligen Absichten desselben aufzuhalten, schien dringend zu sein. „Die Folge bewies, setzt er hinzu, daß er sich täuschte. Staaten, die anfangen nachzugeben, in der Hoffnung ihre Ruhe dadurch zu erkaufen, gleichen denjenigen, die ihr Geld ihren Feinden vorwerfen, um sie zu besänftigen; man verdoppelt dadurch nur ihre Habsucht und bahnt ihnen den Weg."

Der König suchte den nachtheiligen Eindruck, den jene Abtretung machte, in seiner Botschaft an die gesetzgebende Vertretung durch die Aeußerung zu mildern, daß sie eine Wohlthat für die Bewohner von Vliessingen sein werde, da ihre Stadt, die seit einiger Zeit zwei Herren gehabt habe, durch die Reibungen verschiedener Behörden immer hätte leiden müssen, und künftig „unter den Gesetzen des größten Volkes der Welt" leben werde. Die gesetzgebende Versammlung aber verrieth in ihrer Antwort auf die königliche Botschaft nur zu deutlich, daß sie die Meinung des Volkes über jene Abtretung theilte und andere Abtretungen im nahen Hintergrunde erblickte, als sie sagte: „Was uns betrifft, so kann seit dem Vertrage vom Haag im Jahre 1795 der Verlust einer Stadt, und wäre sie auch noch so wichtig, in jeder Hinsicht uns nicht mehr überraschen."

Die übrigen Gegenstände, welche jene Botschaft beim Schlusse der Sitzungen berührte, waren die Verbesserungen im Deichwesen während des Jahres 1807, die Vollendung der Schleusen von Catwyck, die Vorbereitungen zur Gründung von Thierarzneischulen, die bedrängte Lage des Handels, wofür nur vom allgemeinen Frieden Rettung erwartet wurde, die Veränderung der Residenz und die Nothwendigkeit, Amsterdam zur Hauptstadt und zum Sitze der Regierung zu erheben, die beengende Finanzlage, wobei abermals am Ende nur der Trost blieb, daß man einstweilen gleichsam aus der Hand in den Mund leben und sich Opfer gefallen lassen müsse, wozu jeder das Beispiel geben sollte, bis es beim allgemeinen Frieden besser werde. Bis dahin aber die traurige Aussicht, das jährliche Deficit werde die Einnahme um ungefähr 21 Millionen übersteigen!

Die Decrete von Fontainebleau und Mailand (im November und December 1807) gegen den Verkehr mit England, wirkten unter jenen Umständen desto nachtheiliger auf Holland, das am Ende immer gezwungen wurde, durch ähnliche Verfügungen sich selbst zu schaden.

Europa gewährte damals einen sehr seltsamen Anblick. Die beiden streitenden Parteien wütheten wetteifernd gegen die Betriebsamkeit, die Sittlichkeit und die Existenz der Völker und der Einzelnen. Wie mußte jeder parteilose Zuschauer lächeln bei dem Anblicke dieser grausamen, blutigen Spiele dieses thätigen Wetteifers im Bösen! Alle Grundsätze wurden mit Füßen getreten, alle natürlichen Gefühle vergessen, und nur eine blinde, thierische Wuth schien die Parteien zu beseelen.

Ereignisse im Jahre 1808.

Der Sitz der Regierung war seit dem 1. Januar in Utrecht. Bei der Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung sah man die, ein Jahr vorher ausgesprochne Hoffnung vereitelt; der dringenden Finanznoth konnte nur durch eine neue Vermehrung der Schuldenlast, eine Anleihe von 30 Millionen Gulden, abgeholfen werden. Die Zinsen der Staatsschuld und die Civil- und Militair-Pensionen betrugen für das Jahr 1808 über 42 Millionen, und der Gesammtbedarf war 75 Millionen Gulden. Von diesem Jahre an, sollte jährlich eine Abgabe von 3 Millionen Gulden zum Behufe der Staatsschuld erhoben werden, und jeder Provinz wurde ein verhältnißmäßiger Beitrag zu jener Abgabe aufgelegt.

Das Corps der Marine erhielt eine verbesserte Einrichtung. Die Rangstufen in der See- und Landmacht wurden gleichgestellt. Alle Marine-Offiziere, die damahls den Rang eines Kapitains der 1sten und 2ten Klasse besaßen, sollten Marine-Obersten heißen. Durch eine andere gleichzeitige Verfügung wurden Bestimmungen über das Kommando der Schiffe gegeben. Alle Linienschiffe und große Fahrzeuge sollten von einem Marine-Obersten, einem Major, einem Oberstlieutenant der Marine (so war die Rangfolge bei der See- und Landmacht) und höchstens 9 oder wenigstens 5 anderen Offizieren befehligt werden. Eine Fregatte von 52 Kanonen hatte einen Oberst-Lieutenant und 5, wenigstens 3 Offiziere.

Im Anfange des Aprils kamen Abgeordnete der Stadt Amsterdam zu dem Könige, die ihn baten, seinen Wohnsitz in Amsterdam zu nehmen und das Rathhaus dazu zu wählen. Der König nahm den Antrag an, doch sollten alle Kosten der Einrichtung des Wohnsitzes auf die Krone fallen, und nach dem Frieden Anstalten zur

Erbauung eines neuen Palastes getroffen werden, um der Stadt ihr Rathhaus zurück geben zu können. Am 20. reisete der König von Utrecht ab und hielt an demselben Tage seinen feierlichen Einzug in Amsterdam. Er antwortete auf die Anrede des Bürgermeisters Folgendes:

„Von diesem Tage, meine Herrn, beginnt ein neuer Zeitpunkt für die Stadt Amsterdam. Sie nimmt unter den europäischen Hauptstädten den Rang ein, den ihr die Tugenden und die großen Thaten eurer Ahnen angewiesen haben, und den ihr für immer sichern unsre redlichen und freundschaftlichen Gesinnungen gegen unsre Bundesgenossen, die Zuneigung, die ich dem Volke schuldig bin und widme, die Gesinnungen, welche das Volk gegen mich hegt und die Bewohner meiner guten Stadt Amsterdam mir so trefflich beweisen durch die Freude und den einmüthigen Eifer, den sie heute gezeigt haben und noch zeigen. Mögen sie überzeugt sein, daß nichts mich dahin bringen kann, die Leiden zu vergessen, welche mit dem jetzigen Kriegszustande verbunden sind."

„Ich komme zu Euch, um zu erfahren, wie man sich unter so schwierigen Umständen helfen könne, welche Erleichterung zu finden möglich sei. Fasset also Muth, Amsterdamer! Welches Land hätte nicht durch einen so langen Krieg gelitten! Es gab unglücklichere vor uns. Blickt in die Vorzeit zurück, und empfangt in der Erinnerung an dasjenige, was euer Vaterland war, die sichere Bürgschaft, daß man nicht verzweifeln dürfe, so lange es würdige Söhne hat."

„Nur wenn ich Niedergeschlagenheit, Muthlosigkeit, gänzlichen Mangel an Vaterlandsliebe erblickte, würde ich alle Hoffnung verlieren; aber wenn wir wieder Hollän-

der werden und es immer bleiben, so werdet ihr den alten Wohlstand zurückkehren und kräftiger gedeihen und erstarken sehen, wofern, wie ich hoffen darf, die verblendete, schmutzige Selbstsucht sich hier nicht ansiedeln kann. War nicht in der That dieses Land, als es in seiner Kindheit zuerst seine Unabhängigkeit gründete, in einer weit bedenklichern und unglücklichern Lage? Sind unsre Fluren, wie zu jener Zeit, von Feinden überschwemmt und verheert, alle unsre Städte fast eben so viele Schlachtfelder und Henkerbühnen, deren man mit Schauder gedenkt? Haben wir nicht, statt des eingewurzelten Hasses der mächtigsten Monarchie Europa's, eine Stütze in der Freundschaft, in dem Bündnisse der mächtigsten Völker? Und dennoch überwanden eure Väter damahls alle vereinten Hindernisse; die zahlreichen Helden, deren Schatten gern über dieser Stätte schweben, retteten das Land aus einer drohenden Gefahr, vor welcher ein gewöhnlicher Muth verzweifelnd erzittert haben würde, und aus jener schwierigen Lage erhob sich das Land zu dem Range der berühmtesten und geachtetsten, nur durch unerschütterliche Beharrlichkeit und Vaterlandsliebe, und vor allen Dingen durch die Verachtung, durch den Abscheu, welche Selbstsucht und Eigennutz jenen großen Seelen einflößten. Vielleicht hätte Holland jenen hohen Rang nie verloren, vielleicht wäre es nie in Verfall gerathen, wenn seine Regierung soviel Einheit und Festigkeit gehabt hätte, als in andern Staaten; nur dann würde es die Umstände haben benutzen können, die sich ihm oft sehr günstig darboten, um sich bedeutende Verbesserungen zu geben, und seine politische Dauer zu befestigen. Ein republikanischer Staat, der stürmisch und wandelbar ist, taugt besser dazu,

monarchischen Regierungen Lehren zu geben, als selber in Anwendung zu bringen, jene blendenden, aber fast immer eben wegen ihrer zu großen Vollkommenheit trüglichen (!!) Theorien, die jenen aufgeklärten Geistern gleichen, welche bewundernswürdig in den von ihnen gegebenen Vorschriften, wie in ihren Büchern, aber in ihrem Betragen nicht wieder zu erkennen sind. Sollte es anders sein, so müßte eine bürgerliche Gesellschaft, gleich dem einzelnen Menschen, sich vereinzelt befestigen können. Und erscheint denn nicht alles in dieser Welt in wechselnden Beziehungen? Alles ist dem Einflusse der Ereignisse, den Verhältnissen des Staates mit seinen Nachbarn, wofür man nicht stehen kann, unterworfen. Darum hat man mit Recht gesagt, man sei oft beständig, eben wenn man sich ändre."

„Das einzige Mittel, das monarchische Holland zu dem zu machen, was das vereinigte Holland war, besteht darin, ihm schnell eine feste gleichartige monarchische Einrichtung zu geben; das sicherste und am schnellsten wirkende Mittel aber, es zu verderben, ist, ihm die Vortheile zu nehmen, die es vor andern Staaten voraus hat; jenen Zeitpunkt zu verzögern durch Vorurtheile, durch Gründe, durch Rückwünsche, die vielleicht gerecht aber nicht mehr an der Zeit sind, und es nie sein können, wenn die Dauer des Staates gesichert sein soll."

Es gab Republiken, die es nur dem Namen nach waren, vielmehr Monarchien von Mehrern. Der Adel, der den Unterschied zwischen beiden zu bilden scheint, findet sich überall; denn diese sittliche Ungleichheit ist in der Natur so gut als die physische gegründet, wenn man sie aus ihrem wahren Gesichtspunkte betrachtet, wo

sie nicht zum Nachtheile eines Theils der Gesellschaft besteht, und dem Verdienste nicht voraus geht. Fahren Sie also fort, meine Herrn, ihren Mitbürgern die so nöthige Ausdauer und Ermuthigung einzuflößen, und mögen sie meiner beständigen Sorgfalt und meines Schuzzes versichert sein, so lange sie, wie ich zu erwarten so viele Gründe habe, meine gute Meinung von ihnen rechtfertigen werden. Sagen Sie ihnen, der gute Empfang, womit sie mich unter so bedrängten Umständen aufgenommen haben, sei für mich der überzeugendste Beweis, daß sie des großen Charakters ihrer Väter würdig sind, und mich hinlänglich kennen, um zu fühlen, daß ich das Bedürfniß habe, mich über ihre Leiden zu trösten, so lange es nicht in meiner Macht steht, sie so schnell zu heben, als ich es wünsche. Mögen sie überzeugt sein, daß ich, ohne die Hoffnung, endlich den allgemeinen Frieden zu sehen, ohne die Hoffnung, das Land und ihre Stadt zu jener Zeit neu aufblühen zu sehen, ihre Stadt und ganz Holland meiden würde, und dazu würde ich mich berechtigt glauben, wenn ich die Ueberzeugung erlangte, daß ich nichts mehr für das Land vermöchte."

Mit den Angelegenheiten Spaniens beschäftigt, nahm Napoleon um diese Zeit auch seinen Bruder Ludwig in seinen Plan auf. Schon am 27. März schrieb er ihm folgenden Brief:

„Mein Bruder. Der König von Spanien hat abgedankt. Der Friedensfürst ist im Gefängnisse. In Madrid ist der Anfang eines Aufstands ausgebrochen. Meine Truppen waren bei jenen Ereignissen 40 Stunden von Madrid entfernt. Am 23. d. M. wird der Großherzog von Berg mit 40,000 Mann daselbst eingerückt sein. Das Volk ruft mich noch mit lauter Stimme herbei. Ueber-

zeugt, daß ich keinen dauernden Frieden mit England erhalte, wenn ich nicht den Kontinent in große Bewegung bringe, habe ich beschlossen, einen französischen Prinzen auf den spanischen Thron zu setzen. Die Luft von Holland bekommt Ihnen nicht. Ueberdieß kann sich Holland nicht aus seinem Verfall erheben. In dem Wirbel der Welt, es mag Friede werden oder nicht, ist es ihm unmöglich, sich zu erhalten. In dieser Lage der Dinge denke ich daran, Ihnen den spanischen Thron zu bestimmen. Sie werden über ein edles Volk herrschen, über 11 Millionen Menschen, und wichtige Kolonien. Bei Sparsamkeit und Thätigkeit kann Spanien 60000 Mann rüsten, und 50 Schiffe in seinen Häfen haben. Antworten Sie mir bestimmt, was Sie von diesem Entwurfe halten. Sie sehen ein, es ist nur noch ein bloßer Entwurf, und obgleich ich 100000 Mann in Spanien habe, so ist es doch möglich, daß ich, durch eintretende Umstände bewogen, entweder gerade vordringe und alles in vierzehn Tagen abgemacht ist, oder aber langsamer gehe, und mein Geheimniß erst nach Unternehmungen, die Monate dauern können, offenbar werde. Antworten Sie mir bestimmt: Werden Sie einwilligen, wenn ich Sie zum König von Spanien ernenne? Kann ich auf Sie rechnen? Da es möglich wäre, daß Ihr Kurier mich nicht mehr in Paris anträfe und dann durch Spanien reisen müßte, wo ihm Zufälle begegneten, die sich nicht voraus sehen lassen, so sagen Sie mir bloß mit wenigen Worten: Ich habe Ihren Brief vom 27sten erhalten und antworte: Ja, und ich werde dann darauf rechnen, daß Sie meinen Willen erfüllen werden — oder aber Nein, was mir sagen wird, daß Sie meinen Vorschlag nicht anneh-

men. Sie können alsdann in einem andern Briefe Ihre Ansichten weiter entwickeln und ihn unter der Adresse Ihrer Gemahlin nach Paris schicken. Bin ich da, so wird sie ihn mir geben, wo nicht, Ihnen denselben zurück senden. Vertrauen Sie Niemanden, was ich Ihnen sage, und ich bitte Sie, sprechen Sie mit Niemanden, wer es auch sei, von dem Gegenstande dieses Briefes; denn es muß erst etwas geschehen sein, ehe man gestehen kann, daß ein solcher Gedanke da gewesen ist."

Der König war eben so erstaunt als unwillig über einen Vorschlag, den er für unpolitisch, ungerecht und schändlich hielt. . . Er äußerte seine Weigerung lebhaft. „Ich bin nicht der Befehlshaber einer Provinz, sprach er. Nur der Himmel kann Könige befördern, sie sind alle gleich. Mit welchem Rechte könnte ich von einem andern Volke den Eid der Treue fodern, wenn ich dem Eide nicht treu bliebe, den ich Holland bei meiner Thronbesteigung geschworen habe?" Seine Antwort war also — rund abgeschlagen.

Ein anderer Punkt kränkte ihn empfindlich. Es ward ihm noch einmal klar, was er sich vergebens zu verhehlen suchte. Die Worte: „Die Luft in Holland bekommt Ihnen nicht — überdieß kann das Land sich nicht aus seinem Verfalle erheben" bewiesen ihm unwiderspreclich, daß man ihn auf den Thron geschoben hatte, um ihn zu verderben und das Land mit ihm.

Im Mai 1808 stiftete der König das Institut der Wissenschaften und Künste. Es war in 4 Klassen getheilt. Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften, die königliche Holländische Gesellschaft, die königlichen

liche Gesellschaft der Geschichte und Alterthümer, und die königliche Gesellschaft der Künste.

Der König wollte diese Anstalt National-Institut nennen, und dadurch die Vereinbarkeit dieses Titels mit der Monarchie darthun; man rieth ihm aber davon ab, weil man diesen Namen eben in Frankreich bei der Akademie unterdrückt hatte. Als im Staatsrathe von dem hohen National-Gerichtshofe die Rede war, sagte Einer der Räthe, man müsse diese Behörde nicht national nennen. Der König antwortete, sie solle den Namen bis zu ihrer neuen Einrichtung führen. „Warum, sagte er, sollte der schöne Name national nicht monarchisch sein? Ich glaube vielmehr, die Regierung sollte ihn haben. Ich möchte den Titel National-Majestät führen, den schönsten und bedeutsamsten, den man finden kann.“

Manche tadelten die Stiftung eines so aufgeklärten, aber durch die Meinung so starken Gelehrtenvereines, der so unabhängig war, als das National-Institut. Nichts aber schien nützlicher, rühmlicher, konstitutioneller, und folglich monarchischer zu sein. Die Gelehrten schwinden dahin, wenn sie kaum den höchsten Grad der Vollendung erreicht haben. Oft auch bleiben sie unbekannt und werden Opfer feindseliger Gesinnung. Nicht selten ist es ihnen unmöglich, ihre Arbeiten aus Mangel an Aufmunterung fortzusetzen. Ihre Thätigkeit, ihr Wetteifer, ihre Einsichten steigen, wenn sie mit einander in Berührung kommen.

Es giebt nur zweierlei Wege, Menschen zu beherrschen; entweder zu ihrem eigenen Wohle, oder nach den

Launen eines Einzelnen. Im letzten Falle sind Einsichten schädlich, und selbst jedes Nachdenken, im ersten aber sind Einsichten den Bürgern so nöthig, als dem Staatsoberhaupte.

Was liegt an der Regierungsform, ob sie monarchisch, republikanisch, aristokratisch, oligarchisch ist, wenn sie nur wirklich Regierung ist, und würdig Menschen zu regieren! *) Die Erhaltung, das Wohlsein, die Veredlung der Menschen werden auf gleiche Weise der Zweck aller Formen sein.

Ueberzeugt wenigstens, daß es so sein müsse, hatte der König ausgesprochen, es sei sein Zweck bei der Stiftung des National-Instituts, nicht nur die Fortschritte der Wissenschaften und Künste zu begünstigen und das Wohl der Gelehrten zu befördern, sondern auch diesem Vereine die passive Leitung der Veredlung, sowohl der Gesammtheit als der Einzelnen, zu überlassen. Wenn das Institut, sagte er, immer auf diesem Wege bleibt, und nie die Ausführung neuer Ideen versucht, so wird mir alles, was es Gutes entdeckt und lehrt, jede Verbesserung, die es vorschlägt, eben so viel Freude als Nutzen bringen. Ich werde ihm jährlich die Mittel geben, Ermunterungen auszutheilen, und die wichtigsten Fragen zu lösen, die am meisten geeignet sind, die Vervollkommlichkeit und das Wohl der Gesammtheit und der Einzelnen zu fördern.

Ueberdieß ist ein, die Wissenschaften und Künste re-

---

*) Es liegt viel an der Form, und eben wenn die Regierung würdig sein soll, Menschen zu regieren.

Der Ueb.

präsentirender Verein in jedem Staate nöthig. In allen ihren Maßregeln ist die Regierung dem Volke verantwortlich; sie muß sich daher nicht bloß auf einen Minister, oder einen Einzelnen in Hinsicht auf dasjenige, was die Ehre und den Ruhm des Volkes wesentlich angeht, verlassen; sie darf in dieser Hinsicht keinen Fehler begehen, oder wenn dieß geschieht, so wird die Nachwelt, und anfangs der Ausländer, ihr vorwerfen, sie habe den wahren Zustand der menschlichen Kenntnisse in ihrem Lande nicht zu benutzen gewußt, oder nicht gekannt.

Während einer Reise, die der König im Sommer desselben Jahres in Holland machte, besuchte er auch Harderwyck, und ordnete vieles an, die dortige Universität in Aufnahme zu bringen. Entschlossen die Universität zu Leyden zur königlichen zu erheben, wollte er ganz der (verderblichen) Ansicht folgen, die er in Frankreich kennen gelernt hatte, und äußerte daher schon damahls, daß die 4 übrigen Universitäten sich nicht Leyden gleich achten dürften, sondern bloß deren Gehilfinnen sein sollten.

Zu den wichtigsten Anordnungen gehörte eine Verfügung über die kirchlichen Angelegenheiten des Landes. Toleranz und Rechtsgleichheit aller Religionsverwandten waren die Grundlagen derselben, wobei man aber der reformirten Religion, die zwei Drittheile der Einwohner bekannten, so wenig als möglich zu entziehen suchte. Alle christliche Religionslehrer sollten vom Staate besoldet werden. Die reformirten Prediger sollten alle Vortheile behalten, die sie genossen. Die Besoldungen für die Religionslehrer der Katholiken und andern christlichen Glaubensparteien sollten nach den Kräften des Staatsschatzes fest gesezt werden, und jährlich wollte der König darüber verfügen. Keine Stadt und Ortsbehörde durfte irgend eine Ausgabe für kirchliche Zwecke anordnen; und alles was nicht den Glaubensgenossen zur Last fiel, sollte vom Staate bestritten werden, damit alle diese Arten von Ausgaben unpartheilich vertheilt werden könnten. Alle Domainen

und Besitzungen, deren Ertrag vorher zu jenen Ausgaben war verwendet worden, sollten dagegen Staatseigenthum werden. Kinder, deren Aeltern unbekannt waren, sollten erst im 16ten Jahre ihr Glaubensbekenntniß ablegen. Alle Ausgaben für den innern Gottesdienst der Reformirten, fielen den Gemeinden selbst zur Last. Die Ruhegehalte der reformirten Prediger und die Jahrgelder der Predigerwittwen sollten fort bestehen. Eine besondere Commission sollte über den Besitz und die Vertheilung der großen Kirchen gütliche Uebereinkunft stiften. — Erinnert man sich an das oben Gesagte über die Lage der Katholiken in Holland, so wird die Hauptabsicht dieser Verfügung, ihre Verhältnisse günstiger zu ordnen, klar werden. —

Der neue französische Gesandte La Rochefoucauld war um diese Zeit in Amsterdam angekommen. Gleich nachher verbreitete sich das Gerücht, man werde Brabant und Zeland gegen die Hansestädte abtreten.

Der König schrieb über diesen Gegenstand einen Brief, worin er sich bitter beschwerte. Der Kaiser antwortete ihm am 17ten August (1808) Folgendes: „Mein Bruder! Ich habe Ihren Brief über die Eröffnungen des Herrn de la Rochefoucauld erhalten. Er war beauftragt, sie nicht geradezu zu machen. Aber der Tausch hat nicht Ihren Beifall, und so kann weiter nicht daran gedacht werden. Es war unnütz, Grundsätze von mir auszukramen; denn ich hatte nie gesagt, daß Sie die Nation nicht darüber befragen sollten. Unterrichtete Holländer hatten geäußert, daß es Holland gleichgiltig sein werde, Brabant zu verlieren, das mit kostbaren Festungen bedeckt, und mit Frankreich näher als mit Holland verwandt ist, um dagegen reichere, Ihnen besser gelegene nördliche Provinzen einzutauschen.“

Im September verbot Kaiser Napoleon, aus Holland gekommene Kolonialwaaren in seinen Staaten einzuführen und der Kö-

nig sah sich gezwungen zu verordnen, „daß alle aus England, oder einem von den Engländern besetzten Orte in Holland angelangte Reisende sogleich aus dem Lande geschafft, und alle aus England, oder von englischen Kriegsvölkern besetzten Gegenden angekommenen Briefe verbrannt werden sollten.“ Der Kaiser ward dadurch befriedigt und hob jenes Verbot auf.

Bei Eröffnung der zweiten Sitzung der gesetzgebenden Versammlung im November, war das neue bürgerliche und peinliche Gesetzbuch vollendet. Ein neues Handelsgesetzbuch und eine neue Bearbeitung der Finanzgesetze wurden versprochen. Im Deichwesen und Wasserbau waren bedeutende Verbesserungen gemacht worden, besonders in Zeland. Die letzte Anleihe von 30 Millionen war nicht vollzählig geworden; eine neue, jedoch kleinere, und nach festem Entschluße die letzte, sollte für das nächste Jahr eröffnet, der Bedarf für dieses Jahr aber nur auf 70 Millionen Gulden, weniger als im vorigen, bestimmt werden. Man sieht aus der königlichen Botschaft, daß man über die den Waisen (pupilles royaux) gegebene Bestimmung, den Kern der National-Armee zu liefern, so ungünstig urtheilte, daß eine Rechtfertigung dieser Einrichtung und eine Darlegung ihrer Vortheile nöthig war. Auch berührt die Botschaft die noch immer herrschenden Vorurtheile gegen die Landmacht, die von Einigen für überflüßig, von Andern für zu gut bezahlt gehalten wurde, und sucht eine richtigere Schätzung dieser Anstalt geltend zu machen. Daß überhaupt die Stimmung der Holländer damahls der Regierung nicht überall günstig war, geht aus folgender Stelle der königichen Botschaft hervor:

„Wir bedürfen des vollesten und unbeschränktesten Vertrauens bei allen Maßregeln, die wir für das Gesammtwohl ersprießlich achten. Man kann über die Mittel zur Ausführung verschiedener Meinung sein, aber nie muß man aufhören, auf den Zweck und Gang unsrer Regierung das völligste Vertrauen zu haben. Die Uebel-

gesinnten sind zum Glücke in ihren wiederholten Versuchen gescheitert. Mit wahrer Zufriedenheit und gerechtem Stolze sahen wir die Fruchtlosigkeit ihrer Anstrengungen, und den edlen Muth und die Uneigennützigkeit fast des größten Theiles der Nation, die mit Vertrauen einen solchen Zustand des Zwanges und der Entbehrung erduldet und dabei eine so ansehnliche Vermehrung der Staatslasten erträgt, eine Vermehrung, die leider um so nothwendiger ist, da die Hilfsmittel der Betriebsamkeit und des Privatwohlstandes gehemmt sind. Die Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an den Staat, und dessen wahres Interesse, welche die Mehrheit des Volkes zeigt, sind um so überraschender, da man das Gegentheil erwarten zu müssen glaubte. Diese Lage der Dinge ist das schönste Lob, das man dem Volke geben kann; denn wir dürfen nicht achten auf einige verderbte Menschen, welche, gegängelt oder bethört von ihren Leidenschaften, und von den verschiedenen Partheien, die den Staat seit einigen Jahren theilten, nur noch dem Nahmen nach Holländer sind, die ihr Vaterland verrathen haben, oder im Begriffe sind, es zu thun, und indem sie sich in Vernünfteleien und in Erfindung der, nach ihrer Ansicht zu befolgenden Systeme verlieren, an Alles denken, nur nicht an Holland, das in ihrer weisen Theorie gar nicht, oder kaum eine Stelle findet. Wir können getäuscht werden; denn Treulosigkeit gibt es zu allen Zeiten und überall, und ist oft listiger und schwerer zu entdecken in Ländern, wo Ehre und Tugend am meisten einheimisch sind. Aber der Himmel beschützt noch mehr die Völker als die Einzelnen, und lenkt sie nach seinem Willen. Die Feinde des Vaterlandes werden früh oder spät ihre gerechte

Züchtigung erhalten. Ja, meine Herrn, so langwierige, so erbittert geführte Kriege, müssen endlich ihr Ziel finden; der Friede wird kommen und mit ihm Vergessen und Herstellung aller Uebel. Wie es aber auch komme, wir wünschen lebhaft, das Volk möge sich überzeugen, daß, so lange wir leben, die Gesetze, die Gewohnheiten, die Sitten und die Landessprache treu bewahrt werden sollen, und was jene gerechten Gegenstände des Schrekkens und des allgemeinen Widerwillens anlangt, so sind sie es noch mehr auch für uns, da wir schon lange die Ueberzeugung hegen, daß der gänzliche Untergang des Landes und dieses guten Volkes die unmittelbare und unvermeidliche Folge davon sein würde; und wir wollen auch keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, ohne die feierliche Versicherung zu wiederholen, daß wir weder Conscription, noch Bankerott wollen, wollen können, noch je wollen werden. Von unsrer Seite aber sind wir, um ein so edles und schweres Ziel zu erreichen, berechtigt zu fodern, daß das Volk in seiner edelmüthigen Beständigkeit und Ergebung ausdaure, daß es uns ein unbeschränktes und unerschütterliches Vertrauen schenke, welches unsre Gesinnungen gegen dasselbe stets rechtfertigen werden, und daß es sich fest überzeuge, unser Hauptzweck, unsre erste Pflicht sei und werde nie etwas anders sein als sein Glück und Wohl."

Die gesetzgebende Versammlung berührt in ihrer Antwort auch einen jener Gegenstände, die zum Tadel der Verwaltung Anlaß gegeben hatten. Sie sagt:

„Es ist nicht zu verwundern, daß unter einem Volke, das mehr als irgend ein anderes an seinen Sitten und

alten Gebräuchen hängt, sich Menschen finden, welche die Anstalt der königlichen Zöglinge (in den Waisenhäusern) mit Besorgniß betrachten. Die Neuheit einer solchen Einrichtung ist dazu ein hinlänglicher Grund, aber wenn sie sehen werden, daß diese Kinder des Vaterlandes eine gute und gesunde Erziehung erhalten, daß man nur diejenigen unter ihnen zu Soldaten nimmt, die hinlängliche Körperkräfte haben, und daß dieselben durch die ihnen gegebene Erziehung vorbereitet werden, ihre Laufbahn mit Freudigkeit und Lust zu durchlaufen, so wird sich das Vorurtheil verlieren."

Um die Abneigung des Volkes gegen jene Benutzung der Waisenhäuser — die überdieß meist Privatstiftungen waren — zu begreifen, vergleiche man, was der König in seiner Botschaft sagte:

„Diese Kinder, seit dem zartesten Alter zum Kriegerstande erzogen, erhalten einfache, aber gesunde Nahrung; sie werden so wohlfeil als möglich, aber reinlich gekleidet; eine milde väterliche Sorgfalt wacht über alle ihre Bedürfnisse, ohne etwas anders zu erlangen, als ihnen Wachsthum und feste Gesundheit zu geben, ohne mit ihnen von etwas anderm zu reden, als vom Vaterlande und von den Waffen, und ohne ihnen andre tägliche Pflichten aufzulegen, als die Verbindlichkeit, sich auf die ihrem Naturtriebe und ihrem Willen gemäßeste Art mit allen Spielen und körperlichen Uebungen zu beschäftigen, die dazu dienen, die Kräfte ihres Körpers und ihrer Seele zu entwickeln. So wird man aus ihnen gute Soldaten, gute Seeleute und vor allen Dingen gute Holländer bilden. Es ist nicht nöthig zu sagen, daß diese Anstalten sehr zahlreich sein müssen, daß

es deren genug, aber nie zu viele geben kann, und daß wir es für ein Verbrechen halten, irgend einen Waisenknaben diesen Anstalten zu entziehen. Geschähe dieß, so würden wir die Verblendung derjenigen nur beklagen können, die nicht mit Eifer das Gelingen einer Einrichtung beförderten, deren Hauptzweck ist, jede gewaltsame Werbung für immer unnöthig zu machen. Diese Waisenanstalt wird den größten Theil der jährlich erfoderlichen Ersatzmannschaft liefern, und was außerdem nöthig ist, wird sich leicht durch freiwillige Werbung erhalten lassen. Soll diese Anstalt jenen Zweck erfüllen, so darf sie nur wenig kosten, und den andern Erziehungsanstalten so wenig als möglich gleichen."

Das peinliche Gesetzbuch, welches der gesetzgebenden Versammlung in derselben Sitzung vorgelegt wurde, war die Arbeit einer Commission, die aus dem Staatsrathe Reuvens, damahls Präsident des Obergerichtshofes, dem Staasrath Elout und dem utrechtischen Rechtsgelehrten von Muschenbroek bestand, die seit dem November 1807 damit beschäftigt gewesen waren. Das Gesetzbuch nahm keine Rücksicht auf besondre Verbrechen, als z. B. Verbrechen der Soldaten, Vergehungen in Steuersachen, Verlezzung der die Fischerei und Jagd betreffenden Gesetze, da alle diese und ähnliche Vergehungen, Gegenstände besonderer Verfügungen sein sollten. Die Todesstrafe — die der König selbst gern abschaffen wollte — war beibehalten, die Strafe des Rades aber und andere grausame Schärfungen der Todesstrafe wurden abgeschafft. Bei der Anwendung der Strafen nahm das Gesetzbuch auf die mehr oder minder erschwerenden Umstände bei den Verbrechen Rücksicht, und suchte überall, wo es möglich war, die Strafe mit dem Verbrechen in Verhältniß zu setzen, wo es aber nicht möglich war, ließ man der richterlichen Entscheidung gehörigen Spielraum. Als Grundsatz ward jedoch angenommen, daß der Richter wegen erschwerender Umstände nie eine härtere Strafe, als die vom Ge-

setze bestimmte verfügen kann, und es wurde ihm bloß die Freiheit gelassen, mit der Strafe der Hinrichtung gewisse äussere Zeichen zu verbinden, welche dem Verbrecher zwar nicht mehr Leiden auflegen, aber doch den Eindruck der Strafe auf die Zuschauer verstärken konnten. Die Dauer der Gefängnißstrafe wurde auf höchstens 20 Jahre bestimmt. Man glaubte, daß von denjenigen, welche im reifern Alter zu dieser Strafe verurtheilt würden, nach Verlauf jener Zeit wenig mehr zu fürchten sei, daß man dagegen die Hoffnung nicht aufgeben müsse, von denjenigen, welchen eben diese Strafe in ihrer Jugend aufgelegt wäre, Besserung zu erwarten. Für die meisten Verbrechen war die Gefängnißstrafe jedoch auf eine weit kürzere Dauer beschränkt. Die früher in Holland so häufigen Geldstrafen wurden zwar beibehalten, aber nur für geringere Verbrechen bestimmt, und dem Richter ward verboten, sie in andern Fällen, als den vom Gesetze berührten, zu verfügen, wobei zugleich ein Maximum festgesetzt ward, das bei diesen Strafen nicht überschritten werden sollte, und die Geldstrafe für die Unvermögenden in eine Gefängnißstrafe von kurzer Dauer verwandelt ward. Die Strafe der Verbannung war auf bestimmt benannte Verbrechen gesetzt, und konnte nach dem Ermessen der Richter auch in Verweisung aus dem Gebiete des Reichs verwandelt werden, doch sollte sie nicht bloß auf geringere Verbrechen eingeschränkt sein, sondern sich nach den Umständen richten. Gütereinziehung und bürgerlicher Tod, konnten nicht Strafe, oder Folge einer Strafe sein. Die Folter wurde abgeschafft. „Unter den Pflichten — sagt der Redner bei der Ueberreichung des Entwurfs — die das Gesetzbuch den Richtern auflegt, wurde ihnen vorgeschrieben, daß sie in den Fällen, wo das Gesetz die Wahl der Strafe ihrem Ermessen überläßt, auf die das Verbrechen begleitenden Umstände Rücksicht nehmen, und das Alter, das Geschlecht, die körperliche Beschaffenheit und den bürgerlichen Rang des Beschuldigten beachten sollen. Dieser Grundsatz, in sofern er die äussern Verhältnisse des Beschuldigten betrifft, fand bei den Verhandlungen heftigen Widerspruch. Man bemerkte dagegen, daß bei der Verhängung von Strafen gar keine Rücksicht

auf Rang und Stand zu nehmen sei, und wenn dieselbe, gegen dasselbe Verbrechen verfügte Strafe bei einer Person von höherm Range viel härter und entehrender sei, als bei geringern Personen, so verdienten auch jene eine härtere Strafe als diese, weil man bei ihnen eine bessere Erziehung und also auch eine Ueberzeugung von der Verwerflichkeit ihrer Handlungen voraus setzen müsse. Man erwiederte jedoch darauf, daß der ausgesprochene Grundsatz nur in den Fällen gelten könne, wo das Gesetzbuch keine bestimmte Strafe verordne und also der Richter die Wahl der Strafe habe, daß das Gesetzbuch die Fälle bedacht habe, wo man Gleichheit der Strafen nöthig erachte, daß übrigens das Gesetzbuch keineswegs gestatte, daß ein höherer Rang ein Beweggrund werden könne, den Verbrechern eine gelindere Strafe aufzulegen; daß aber das Gesetz in den bestimmten Fällen nur auf verschiedene Arten von Strafen Rücksicht genommen, und daß es in den Vorschriften, nach welchen die Richter ihre Wahl machen sollen, mit Recht eine sichere Bürgschaft gefunden habe, daß dieselbe Strafe, welche im entgegengesetzten Falle auf den Unvermögendern und Armen schwerer lasten würde als auf Vornehmern und Reichen, nicht stets ohne Unterschied und in demselben Grade gegen beide verhängt werde."*)

Einige Tage nachher wurde der gesetzgebenden Versammlung auch der Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs vorgelegt. Es war das Napoleonische Gesetzbuch, nur den Landeseinrichtungen, den Sitten und Gewohnheiten, wo man es nöthig erachtet hatte, angepaßt. Hinsichtlich der so verschiedenen Rechte und Gewohnheiten des Landes hatten die Verfasser des Entwurfs die Regel befolgt, das minder allgemein geltende, oder an sich minder vorzügliche, oder in das allgemeine System des Gesetzbuches minder passende, demjenigen nachzusetzen, was sich in andern Rücksichten empfahl, oder vielmehr überall die rechte Mitte zu halten.

Noch vor Ende des Jahres sah sich die Regierung gezwungen, neue Gewaltmaßregeln gegen den Handel zu ergreifen, da Frank-

*) Die Erwiederung scheint den Einwurf nicht sehr zu entkräften.
Der Ueb.

reich vermuthlich die oben berührte, im September erlassene Verfügung für seine Absichten nicht hinlänglich gefunden hatte. Hollands Häfen sollten verschlossen sein und kein Schiff daselbst Waaren ausladen können. Alle Schiffe, die England besucht, oder in irgend einem feindlichen Hafen sich aufgehalten und Schleichhandel getrieben, verbotene Verbindungen unterhalten, Waaren, Briefe gebracht oder Reisende geführt, so wie auch diejenigen, welche auf der See Waaren, Briefe oder Reisende aufgenommen hatten, sollten nicht zurückgeschickt, sondern fest gehalten und weggenommen werden. Der Kapitain und die Mannschaft jedes Schiffes ohne Unterschied, die überwiesen würden, aus England oder einem feindlichen Hafen gekommen zu sein, und Waaren, Briefe, oder Reisende aufgenommen zu haben, sollten auf ein Kriegsschiff gebracht werden und daselbst als Matrosen dienen. Diese und ähnliche drückende Verfügungen sollten jedoch, nach dem Willen des Königs, nur bis zu Ende des Märzes 1809 gelten, um, wie er sagte, die Möglichkeit zu behalten, das Land von einer so gehässigen Fessel zu befreien.

Das Jahr 1809.

Der Gesetzvorschlag zur Einführung gleichförmiger Gewichte und Maße, welche der gesetzgebenden Versammlung zu Anfange des Jahres vorgelegt wurde, war auf das in Frankreich angenommene, auf die Messung des Erdumfanges gebaute, System gegründet, wobei ein Viertheil des Meridians in 100, statt 90, Grade, jeder Grad in 100 Minuten, jede Minute in 100 Sekunden, und jede Sekunde wieder in 10 gleiche Theile getheilt war, die Metres hießen. Der Präsident des holländischen National-Instituts, van Swinden, welcher auch im Jahre 1798—99 Mitglied des, in Paris zur Entwerfung des neuen Gewicht- und Maßsystemes versammelten Gelehrtenvereines gewesen war, und den Bericht desselben abgefaßt hatte, gehörte auch zu der vom Könige ernannten Commission. Die einheimischen Gelehrten hatten statt der in Frankreich gebrauchten griechischen und andern Benennungen, holländische Nahmen vorgeschlagen, die auch angenommen wurden.

Eine furchtbare Ueberschwemmung erhöhte um diese Zeit die Drangsale des Landes. Die ganze fruchtbare Niederung, welche die Mündungen des Rheins und der Maas bilden, die Insel oder das Delta der Betuwe, wurde durch Zerreissung der Deiche unter Wasser gesetzt. Mehrere Städte und Dörfer waren überschwemmt und verheert. Der König war einige Tage auf dem Schauplatze der Verwüstung zugegen, und Tag und Nacht beschäftigt, Rettungsmaßregeln anzuordnen, und den unglücklichen Einwohnern Trost und Beistand zu geben. Es wurde ein allgemeiner Verbesserungsplan entworfen, um ähnlichen Verheerungen sicherer vorzubeugen, als es bei den bestehenden mangelhaften Anstalten möglich gewesen

war. Eine Sammlung zur Unterstützung der Verunglückten war so einträglich, daß in kurzer Zeit über eine ansehnliche Summe verfügt werden konnte.

Dieses Unglück und die bedrängte Lage des Landes veranlaßten den König, den alten Gebrauch des Landes, an einem bestimmten Bettage Gott für seine Wohlthaten zu danken und ihn um Abwendung drohender Unglücksfälle zu bitten, bei jener Gelegenheit zu befolgen.

Die Lage Hollands war die traurigste. Der König hoffte, das Rettungsmittel sollte aus dem Uebermaße des Unglückes selbst hervorgehen. Er litt mehr als jeder andere bei der allgemeinen Noth, und Jedermann wußte es, im Inlande wie im Auslande, und dennoch war es eben zu jener Zeit, an dem Fast- und Bettage, als der neue Pfarrer in Vilpen sich den heftigsten Ausfall erlaubte. Das Dorf und die Umgegend waren von vielen Vornehmen aus der Hauptstadt bewohnt, die meist alle zum Hofe gehörten. Der Unwille war allgemein, mehrere Zuhörer verriethen ihn laut, und verlangten die Bestrafung des Urhebers einer Rede, die eben so verläumderisch als boshaft war und dem Zwecke, den die Regierung bei der Anordnung des Fast- und Bettages gehabt hatte, so wenig zusagte. Der Prediger wurde von den Ministern der Polizei und des Innern vorgefodert. Der König wollte ihn sehen. Der junge Mann war sehr bewegt. Er verdiente eine strenge Züchtigung, und man drang in den König, sie zu verfügen, um Andre abzuschrecken, welchen es einfallen könnte, ihn nachzuahmen. Der König wollte die Sache nach seiner Weise abmachen. Er empfing den Prediger kalt, aber höflich, stellte ihn über alles zur Rede, und ließ ihn die gebrauchten Ausdrücke wiederholen; darauf schilderte er ihm die Lage

des Landes und seine eigene, und zwang ihn endlich zu dem Geständnisse, daß seine Beschuldigung der Regierung eben so grausam als ungerecht gewesen sei. Der junge Mann erkannte sein Unrecht, versprach gänzliche Besserung, und beide schieden als Freunde. Aus eigenem Antriebe machte der Prediger in seiner Kirche eine Ehrenerklärung, und betrug sich seitdem musterhaft. Als man dem Könige vorschlug, ihn strenge zu bestrafen, gab er zur Antwort: „Es liegt mir noch mehr daran, ihn zu überzeugen, als ihn zu strafen."

Im März machte der König eine neue Reise durch das Land, um die angeordneten Wasserbau-Arbeiten in Augenschein zu nehmen, den Finanzzustand der Gemeinden zu untersuchen und die Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten wegen des Besitzes der Kirchen zu schlichten. Diese letzte Angelegenheit wurde gerecht und billig ausgeglichen.

Während dieser Reise erhielt er die Nachricht, daß sein ältester Sohn von Napoleon das Großherzogthum Berg erhalten hatte. Er meldete sogleich der gesetzgebenden Versammlung durch ein Schreiben, „diese eben so angenehme als unerwartete Neuigkeit," ein „Ereigniß, das er mit Recht als die günstigste Vorbedeutung für das Glück seines Volkes und seines Sohnes" ansehe, und worin das Volk einen „unwidersprechlichen Beweis der guten Gesinnungen seines Bruders und Frankreichs gegen Holland" erkennen werde, welche „den Aeußerungen und Umtrieben der Ränkemacher und oberflächlichen Menschen Stillschweigen gebieten müßten." Gegen den Inhalt dieser Botschaft sticht allerdings ziemlich ab, was er von seiner geheimen Ansicht dieser Angelegenheit sagt. Er versichert, die Schenkung habe ihn sehr erfreut, und er habe zu errathen vermeint, es sei die geheime Absicht des Kaisers gewesen, sie eigentlich Holland zu machen, weil er es Frankreichs Vortheil angemessen

erachtet, aber der regierende König habe sie nicht genießen sollen, weil Napoleon offenbar unzufrieden mit ihm gewesen sei. Indessen, setzt er hinzu, hätten ihm zwei Umstände dabei empfindlich sein und jene Zufriedenheit herabstimmen müssen, einmahl, daß man ihm über eine für seinen Sohn so wichtige Angelegenheit nicht vorher einen Wink gegeben und ihn von der Abtretung bloß in einem einfachen Briefe Nachricht ertheilt habe; sodann aber habe er mit Schmerze gesehen, daß man ohne seine Einwilligung und Theilnahme seinen Sohn für immer von ihm trennen und ihn seiner unbestreitbaren Vormundschaftsrechte berauben wolle. Er unterdrückte jedoch seine Empfindlichkeit und hoffte, daß seine harten Opfer wenigstens dazu dienen würden, Holland einst mit dem ganzen Großherzogthume Berg zu vergrößern.

Während der Sitzung der Versammlung hatte man sich hauptsächlich mit dem neuen Adelsgesetze beschäftigt, das von den französischen Einrichtungen bedeutend abwich. Der ganze alte Adel des Landes ward anerkannt, doch mußte jeder seinen Adelsanspruch der Untersuchung des eingesetzten Heroldamtes unterwerfen. Der zweite Umstand, wodurch der holländische Adel sich von dem neuen französischen unterschied, war das Vermögen. Ansehnliche Majorate in Holland einzuführen, ward für nachtheilig erachtet, weil die Theilung des Eigenthums stets das Glück der Holländer machte, unter welchen es einen großen Gesammtreichthum, aber nicht viele, man könnte sagen gar keine, ungeheuren Reichthümer gibt. Endlich stiftete der König eine gewisse Anzahl von Gütern, welche die Titel von Grafschaften und Baronien erhielten und verdienstvollen Männern, unter der Bedingung des Rückfalles an die Krone im Falle der Erlöschung der unmittelbaren Nachkommenschaft, ertheilt werden sollten. Der König hielt diese letzte Einrichtung für die einzige und wahre konstitutionelle Grundlage des Adels in einer monarchischen, aber freien Verfassung. Es war nämlich seine Absicht, diese Einrichtung so zu benutzen, daß es in der Folge der Zeiten keine andern Adelswürden, als die auf jenen Gütern haftenden gegeben hätte, und keine andern betitelten Güter, als die von der Krone stammenden, womit diese ihre Diener

und Freunde belohnt haben würde, bei deren Tode aber das Eigenthum nur kraft einer neuen Schenkung auf den Sohn, bei dessen Volljährigkeit übergehen konnte, wenn ihn der König dazu würdig erachtete. „Denn der Adel, sagte Ludwig, ist nur „dann ehrenvoll und wirklich, wenn er mit persönlichem Ver„dienste vereint ist, ohne welches er im Widerspruche mit der „Idee seiner Stiftung zu stehen scheint. Soll er geleistete „Dienste, Verdienst und anerkanntes Talent belohnen, so „thut man ja gerade das Gegentheil, wenn man ihn zum Vor„aus erblich ertheilt. Es ist zum Glanze und Vortheile des „Adels selbst nöthig, daß der Sohn eines Edelmannes bei glei„chem Verdienste vorzugsweise, die Adelswürde des Vaters erbt, „aber nie ohne Verdienst und ohne einen andern Anspruch als „seine Herkunft." — Als Grund, warum er die Neuerung hinsichtlich des Adels auf die Stiftung eines Heroldamtes und die Anerkennung eines konstitutionellen Adels habe beschränken müssen, führt der König an, er habe künftige Verbesserungen nur andeuten dürfen, da die französische Regierung, die keine, von Frankreichs Einrichtungen zu sehr abweichende, Aenderung gewollt, ihn zu scharf habe bewachen lassen.

Zum Behufe der zum Wasserbau und zur Herstellung der zerrissenen Deiche nöthigen Ausgaben wurde im März eine freiwillige Anleihe von 6 Millionen Gulden eröffnet, die durch allmähligen Verkauf der dafür als Pfand angewiesenen Staatsgüter getilgt werden sollte. Bei dieser Gelegenheit wirft der König einen Blick auf den Zustand des Kanal- und Deichwesens in Holland. Er nennt zuvörderst die während seiner Regierung vollendeten oder begonnenen Werke, wozu vorzüglich gehören: die Austrocknung von 1000 Morgen bei Neewkoop und Sivenhuisen, unweit Amsterdam; die Vollendung des 1804 angefangenen Kanals von Catwyk, und zweier Schleusen; die Erhöhung des Slaperdyk bei Amsterdam; der Deich bei Edam zur Beschützung Nordhollands gegen das Meer, in einer Länge von 364 holländischen Ruthen; die Austrocknung eines beträchtlichen im Jahre 1808 vom Meere überschwemmten Landstrichs in Ze-

land, wo der nach dem König genannte Lodewyks-Polder entstand; die Erhöhung aller Deiche der Inseln Zelands, so wie in Gröningen, während der Jahre 1808 und 1809; die Eindeichung der Anschwemmungen der Inseln Rosemburg und Overflagge, zu derselben Zeit; die Verbindung zwischen dem Meere von Harlem und Amsterdam durch die Schleuse von Overtoom; die Anlegung eines neuen Deiches bei Gorcum nach der Ueberschwemmung von 1809, und die, zur Verhütung von Verheerungen beim Eisgange angefangenen Arbeiten bei den Rhein-Deichen, die zum Theil niedriger gemacht wurden; die Vereinigung der Inseln Zuidbeveland, Wolphaarsdyk und Oostbeveland durch Eindeichung einer Anschwemmung in Zeland; ein Kanal durch das Torfland, von Hasselt in Over-Yssel an; der Kanal und die Schleuse zwischen Zwoll und der Yssel; der Kanal von Steenenhoek bei Gorcum; die Herstellung der großen Schleuse von Muiden. Bei der allgemeinen Verbesserung des Deichwesens und der Wasserbau-Anstalten, die in seinem Plane lag, sollte der Lauf und die Lage der Ströme und Küsten zur Grundlage angenommen werden, ohne sich dabei durch die Theilungen der Besitzungen stören zu lassen, wodurch eben in frühern Zeiten die Ausführung allgemeiner Sicherungsanstalten war unmöglich gemacht worden. Die wichtigste Arbeit dabei war, dem Wasser in der Betuwe und den übrigen Theilen der großen Niederung einen freien Abfluß zu öffnen, und in dieser Absicht die Deiche niedriger zu machen, den Boden der Dörfer aber zu erhöhen, um auf diese Weise das Land eben so zu sichern und zu befruchten, wie es bei dem Delta in Aegypten geschehen ist. Die Ausführung eines so nützlichen, so einfachen, und für Holland so nöthigen Systems, setzt der König hinzu, sei nur darum nicht schon früher geschehen, weil der Abscheu der Holländer gegen jede Aenderung und das besondere Interesse der Provinzen, Ortschaften und Familien es gehindert hätten. Auf diese Weise häufte man Deiche auf Deiche, um sich mit großem Kostenaufwande nur einen Augenblick zu schützen, ohne an die Gefahr für die Zukunft zu denken.

Was während der kurzen Regierung Ludwigs in jener für Holland so wichtigen Angelegenheit geleistet worden, ist gewiß um so rühmlicher, da jede Unternehmung zur öffentlichen Wohlfahrt durch die immer steigende Noth des Landes und die fortdauernde Austrocknung seiner reichsten Hilfsquellen, so schwierig wurde. Als die frühere Verordnung über die Schließung der holländischen Häfen am 31sten März 1809 außer Kraft trat, wollte der König die Beschränkung, die er noch nicht ganz aufheben durfte, wenigstens mildern, und seine Maßregeln in genaue Uebereinstimmung mit den in Frankreich gemachten Anordnungen bringen. Er setzte einen Ober-Zolldirector ein, dem die Aufsicht über die Befolgung der gegen den englischen Handel getroffenen Maßregel aufgetragen wurde, die früher dem Finanzminister obgelegen hatte. Es wurden dabei 52 namentlich angeführte Waarenartikel auf holländischen Schiffen, unter der Flagge einer verbündeten oder neutralen Macht in befreundete oder neutrale Länder auszuführen, und 32 andere Artikel, Erzeugnisse des Bodens und des Kunstfleißes nordeuropäischer Länder, in Holland einzuführen erlaubt. Die Ausfuhr war auf einige Häfen beschränkt und bei der Einfuhr waren Ursprungsscheine nöthig.

Gegen Anfang des Aprils entließ der König die Stände mit dem Wunsche, daß sie beitragen möchten, dem Volke Vertrauen und Hoffnung einzuflößen.

„Nur allein das unbeschränkteste Vertrauen, sagte er, kann die Sorgen, die Mühen, und vor allen die Schwierigkeiten heben, die in diesen Kriegszeiten mit der öffentlichen Verwaltung verbunden sind, und auch uns allein die einzige Stütze, die einzige Entschädigung geben, die wir so lebhaft wünschen, und die uns unentbehrlich sind. . . Das Ziel, worauf jeden Augenblick unser Verlangen, unser Gedanke und unsere Wünsche sich richten, ist, die Zeit zu erleben, wo das Volk, frei, glücklich und gedeihend, durch die That sich überzeugt, daß das

monarchische Holland den alten Bund der vereinigten Provinzen vervollkommnen und befestigen kann."

Unter andern war das Polizei-Ministerium ein Gegenstand der eifersüchtigen Besorgnisse und Abneigung bei den Holländern. Sie kannten keine andre Polizei, als die Justizpolizei, und keine andere richterliche Gewalt, als die von der ordentlichen Gerichtsbehörde ausgeübte — „und dieß" setzt der König hinzu, „macht der Beurtheilung und dem natürlichen Rechtsgefühle dieses Volkes, eines der beßten, wenn nicht des beßten von allem, große Ehre." Er meinte jedoch, eine Polizeigewalt in weiterm Umfange durchaus nicht entbehren zu können, und glaubte, daß die Polizei einer gerechten und väterlichen Regierung mit der Polizei einer willkürlichen Verwaltung nichts gemein habe. Er fand aber in Holland die Schwierigkeit, einen guten Polizeiminister zu haben, fast unübersteiglich; „denn, sagt er, einer der Mängel des holländischen Charakters, der aus den föderalistischen Gewohnheiten stammt, besteht darin, daß man nicht buchstäblich und nach der erhaltenen Weisung gehorcht, sondern seine Amtspflichten nach eigenem Gewissen, nach eigenen Ansichten, und keinesweges genau nach dem Willen der Regierung befolgt. Auf diese Art, setzt er hinzu, kann ein Polizeiminister der Regierung mehr schaden als nützen." Der König machte auch, wie er gesteht, mehrere Mißgriffe in der Wahl solcher Beamten.

Im April unternahm er eine Reise nach Brabant und Zeland. In dem Dorfe Aerle verbreitete eine mörderische Seuche großes Elend.

Der König besuchte selbst einige von den Wohnungen dieser Unglücklichen. Er ließ schnell die nöthigen Arzneimittel herbeischaffen, er wies Gelder an, um allen Bedürfnissen abzuhelfen, und ließ den geschickten Arzt Dommerie von Boxmeer rufen. Er gab darauf diesem, so wie dem Pfarrer und der Ortsobrigkeit ganz unbeschränkte

Vollmacht, mit der Anweisung: „Thun Sie alles Mögliche, diese grausame Seuche zu unterdrücken, verfügen Sie ohne Rücksicht über alles, was in meiner Macht steht, was auch immer erforderlich sei; und je schneller sie diesem Unglücke abhelfen können, desto weniger Kostenaufwand werden Sie gemacht haben." Diese Männer erfüllten sehr rühmlich ihren Auftrag. Nach wenigen Wochen hörte die Seuche auf; aber der Pfarrer wurde ein Opfer seines Eifers. Es ist nicht möglich, diesen würdigen Religionslehrer besser zu loben, als durch die Antwort, die er dem Könige gab. Möchten Sie, sagte dieser zu ihm, zum Glücke dieser armen Leute Ihr gutes Werk vollenden können! Aber ich fürchte, Sie werden endlich der Gefahr erliegen, der Sie sich so sehr aussetzen. „Und was liegt daran, antwortete jener, wenn ich meine Pflicht erfülle und wenn's der Himmel will." Dieser Mann machte einen tiefen Eindruck auf die anwesenden Protestanten. Der König war stolz darauf, ihnen ein solches Vorbild von dem Geiste und der Gesinnung der katholischen Geistlichen zeigen zu können, und als einige Reformirte in seinem Gefolge mit Erstaunen fragten, wer der Geistliche sei, antwortete ihnen der König mit Freude: „Er ist ein echter katholischer Pfarrer."

Auch auf dieser Reise hatte er manche Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten, über den Besitz der Kirchen, zu schlichten.

In Herzogenbusch widerstand er dem dringenden Anliegen der Katholiken, ihnen die Hauptkirche zurückzugeben, wiewohl das Recht ganz auf ihrer Seite war, da ihrer neun bis zehntausend bei einer Volksmenge

von 12000 Menschen sind. Er versprach, ihr Verlangen bald zu erfüllen, ließ aber die Sache von dem Ausspruche zweier Commissionen, einer protestantischen und katholischen, abhangen, weil die Katholiken mit zu großer Hitze Gerechtigkeit foderten, und er es sich zum Gesetze gemacht hatte, in Religionssachen nie hitzig zu verfahren und auch Andern dabei keine Hitze zu gestatten. Aus diesem Grunde zeigte er sich katholisch unter den Reformirten, und den Reformirten geneigt unter den Katholiken. Dieß war die geheime Absicht eines von Manchen verkannten und vielleicht als Schwäche gedeuteten Betragens. Aber die geringsten Handlungen eines Staatsoberhauptes haben so großen Einfluß auf alle Einzelnen, einen Einfluß, der sich so weit bis in die entferntesten Abtheilungen des gesellschaftlichen Vereins ausbreitet, daß sich kaum begreifen läßt, wie eine Regierung anders als mit der größten Vorsicht handeln könne.

Wie er auf seinen Reisen nicht bloß die wichtigsten Verwaltungsgegenstände beachtete, sondern selbst im Einzelnen den Zustand und die Sitten des Volkes erforschte, und überall wohlmeinend zu wirken suchte, verräth folgende Erzählung von seiner Reise durch Zeland.

Er bemerkte mit Bedauern und Befremden, daß viele Frauen auf dem Lande, statt ihren Kindern die erste und naturgemäße Nahrung zu reichen, sie mit Kuhmilch und Brei fütterten. Er schärfte den Geistlichen ein, alles zur Abstellung dieses Mißbrauchs aufzubieten. Er sprach mit vielen Zeländerinnen über jene Gewohnheit, und hörte mit Erstaunen, daß diese allgemein bei einem Volke war, wo die Frauen fast durchgängig so treue Gattinnen, als treffliche Mütter sind. Die Obrigkeiten bezeugten, alle

ihre Bemühungen, diese Sitte zu ändern, seien vergeblich. Die Zeländerinnen haben die Gewohnheit, eine Art von Halbschleier von sehr feiner Leinwand zu tragen, der hinten und über die Schläfe zurück fällt, vorne aber nicht über die Stirne hinab reicht, wo man ihn mit einer dünnen goldnen Spange befestigt, die die Mädchen auf der einen Seite, die Verheiratheten auf der andern tragen. Ohne diese Sitte abzustellen, verordnete der König, die Frauen, welche ihre Kinder selbst stillten, sollten allein berechtigt sein, eine ganze goldne Spange auf der Stirne zu tragen, und jährlich drei reiche Zierden dieser Art an drei Hausmütter gegeben werden, welche die meisten Kinder gestillt hätten.

Eine Zeitungsnachricht in dem damals halbamtlichen Journal de l'Empire (18ten Junius 1809) schien das Vorspiel eines neuen Angriffes gegen Holland zu sein. Alle bösen Neuigkeiten, alle für Frankreich nachtheilige Gerüchte, hieß es da, hätten ihre Quelle in Holland; die abgeschmacktesten, von Wahnsinn und Haß gegen Frankreich ersonnenen Mährchen fänden da die meisten Verbreiter. „Die Holländer sollten damit zufrieden sein, hieß es weiter, unermeßliche Summen durch Schleichhandel zu gewinnen, und nicht noch suchen, durch alle Lästerungen der Falschheit, welche die englische Regierung eingeblasen hat, das feste Land zu vergiften." Die Leydener Zeitung antwortete auf diese Beschuldigung, und auch der König beschwerte sich. Aber — „Frankreich, erwiderte ihm Napoleon in seiner Antwort aus Schönbrunn, hat „Ursache, sich über den schlechten Geist zu beschweren, der in Ihrem Lande herrscht. Leicht könnte ich Ihnen alle die holländischen Häuser nennen, die Trompeten Englands sind. . . Holland ist eine englische Provinz."

Um diese Zeit war ein, an sich nicht bedeutender Aufstand in Rotterdam, der aber der französischen Regierung späterhin gleichfalls einen Vorwand zu ihren Gewaltschritten lieh. Die Bestim-

mung der Waisenknaben zum Kriegsdienste, wovon oben die Rede war, gab Veranlassung dazu. Es war dabei bestimmt, daß sie nie in den Kolonien dienen und die Regierung von ihrem Eintritte in den Kriegsdienst bis zu ihrem Alter und ihrem Tode für sie sorgen sollte. Ueberdieß waren nicht alle Waisen gezwungen, sondern man ließ ihnen freie Wahl, und suchte sie nur zum Kriegsdienste aufzumuntern, oder doch sie nicht davon abzuwenden; diejenigen hingegen, die auf Kosten des Staates oder der Städte ihre Erziehung erhalten hatten, waren zum Kriegsdienste verpflichtet. Als man in Rotterdam in die Waisenhäuser ging, um die zum Kriegsdienste geneigten Knaben zu sammeln, benahmen sich die Werbeoffiziere ungeschickt und wollten hartnäckig die Meisten dazu bewegen. Das Volk stutzte über die Neuerung, wurde wahrscheinlich auch von den Vorstehern jener Anstalten aufgereizt, und so kam es endlich dahin, daß man sich der Wegführung der Waisen mit Gewalt widersetzte. Der Kriegsminister gab dem Könige Nachricht, und ließ auf der Stelle eine Abtheilung von Kriegsvölkern gegen Rotterdam anrücken.

Der König hatte noch eben Zeit genug, Gegenbefehl zu ertheilen, und als man über die Folgen dieses Ereignisses besorgt war, gab er zur Antwort: „Die Regierung allein hat das Recht zu beurtheilen, ob eine Maßregel nöthig sei, oder nicht. Es ist hier bloß zu erwägen, ob sie das Recht habe, zu fodern, was sie befiehlt; ich glaube aber dieses Recht zu haben, weil die jungen Leute nicht gezwungen werden, weil hauptsächlich nur von den auf öffentliche Kosten erzogenen Waisen die Rede ist, und ähnliche Maßregeln in frühern Zeiten bei der Werbung zum Seedienste genommen wurden. Es wird also hinlänglich sein, den Rotterdamern die Absicht dieser Maßregel zn erklären, und da sie Holländer, gerecht und verständig sind, so werden sie die Wahrheit meiner Behauptung erkennen, und es wird nicht nur ihr Wider-

stand aufhören, sondern sie werden auch, wie ich überzeugt bin, künftig den Fortgang dieser Werbung unterstützen, weil sie einen so höchst wichtigen Zweck hat." Statt also mit Gewalt und Züchtigungen zu drohen, schickte der König den Landdrosten ab, der die Stadtbehörden versammelte, und darauf zu dem Volke sprach. Er las eine schriftliche Erklärung des Königs öffentlich vor, und die Sache endigte sich mit der Abreise der jungen Leute und mit Beifallruf. Glückliches Volk, unter welchem Vernunft, Billigkeit und Menschlichkeit auf gleiche Weise herrschen! Diejenigen, die dich leiten und deine Gemüthsart wohl begreifen, werden die glücklichsten und weisesten aller Herrscher sein, wenn sie deinem verständigen Sinne nachgehen und dein Glück zu fördern suchen.

Während die französischen Heere in Oestreich und Spanien standen, und Hollands Kriegsmacht theils gleichfalls in Spanien, theils unter dem Könige von Westphalen für Frankreich focht, und das Land entblößt war, rüsteten sich die Engländer zu einer Landung in Holland, um sich der französischen Schiffe in der Schelde zu bemächtigen, Unruhen im Lande zu erregen, und Oestreich Luft zu machen. Der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Oestreich war, nach dem Siege bei Wagram, bereits geschlossen. Die Engländer landeten auf der Insel Walcheren; Middelburg fiel in ihre Hände; der General Bruce, Kriegsbefehlshaber in Zeland, übergab ihnen ohne Widerstand die Veste Batz, die gegen einen Angriff sich lange hätte halten können, und sie hatten sich bald in Zeland festgesetzt. Der General Bruce wurde von dem Könige auf der Stelle entsetzt, dann aber erst vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn, nach einer kurzen Verhandlung, freisprach.

Der König bereute es, den General ohne vorgängigen Richterspruch abgesetzt, und um eines Fehlers willen vieljährige Dienste und die Tapferkeit eines Ehrenmannes

vergessen zu haben. Der Kaiser schrieb dem Könige: „Ich hoffe, Sie werden den Verräther Bruce erschießen „lassen, der die Festung Batz so feige übergeben hat. „Eine Festung wie Batz übergeben, ohne einen Kanonen„schuß, ist die höchste Feigheit, oder Verrätherei. Wa„rum ließ er nicht die Dämme durchstechen?" Man erwartete in Frankreich, er werde erschossen werden. Es erfolgte eine offene Erklärung; als man aber sah, daß er nur gelinde bestraft wurde, war man nicht zufrieden. Es ist jedoch leicht einzusehen, daß der König selbst in dem, was er gethan hatte, seine Gewalt überschritt. Der General wurde vor ein zweites Gericht gestellt, das die Absetzung bestätigte und ihn zu kurzer Gefangenschaft verurtheilte.

Der König zog alle seine Kriegsvölker an sich, und die unter dem Könige von Westphalen stehende Abtheilung mußte, ungeachtet jener sie zu entlassen sich weigerte, in ihre Heimath zurückkehren. In kurzer Zeit hatte sich eine ansehnliche Macht, zu welcher auch französische Abtheilungen stießen, in Brabant zusammen gezogen, und das bedrohte Antwerpen war gedeckt. Der König von Holland hatte auf wiederholte Einladung des französischen Reichserzkanzlers und des Kriegsministers, den Oberbefehl über das vereinigte Heer übernommen, als bald nachher die Nachricht kam, daß der Prinz von Ponte Corvo auf dem Wege sei, ihn abzulösen. Er war sehr unmuthig, daß er sich der ersten Aufwallung seines Diensteifers zu sehr überlassen, und sich in den Fall gesetzt hatte, diese Unannehmlichkeit ertragen zu müssen. Er ließ seine Kriegsvölker unter Dumonceau's Befehl bei dem französischen Heere. Er glaubte in dem Betragen seines Bruders gegen ihn, nur Mißtrauen zu erblicken, und als er sah, welche große Kriegsmacht sich in Brabant zusammen zog, mußte er leicht besorgen, diese Unternehmung werde nur der Vorwand einer schwer zu hindernden Ueberziehung Hollands sein. Obgleich Antwerpen gesichert

und der Fortschritt der Feinde gehemmt war, so war doch Vliessingen nach vierzehntägiger Belagerung gefallen. Der von den Engländern schlecht geleitete Kriegszug endigte nach fünf Monaten ohne Erfolg; sie räumten Zeland im Oktober und gegen Ende des Decembers endlich auch die Insel Walcheren. In Vliessingen hatten sie den Kriegshafen mit versenkten Schiffen verstopft, und andre Verheerungen angerichtet.

Um diese Zeit wurden die mit Frankreich verbündeten Fürsten nach Paris gerufen. Man gab die feierliche Krönung der neuen Könige als den Zweck dieser Versammlung an, es scheint jedoch, sie habe von Seiten jener Fürsten nur Vergrößerungsabsichten gehabt. Der König war entschlossen, sich nicht dahin zu begeben, wenn er eingeladen würde; er erinnerte sich an die schlechte Aufnahme, die er im Jahre 1807 gefunden hatte, wo er am Ende seiner Reise sein Gebiet verletzt und mehrere Holländer willkührlich verhaftet sehen mußte. Er fürchtete sogar, man werde ihn dießmahl nicht wieder zurück kehren lassen. Der Marschall Verhuell kam unerwartet nach Amsterdam. Er sagte, er habe keinen andern Auftrag, als mit seinem König zu reden über die besondre Lage des Landes, und zwar aus eigener Bewegung; er verrieth aber bald das Geheimniß seiner Reise, das kein andres war, als den König durch Geschicklichkeit und Beharrlichkeit dahin zu bringen, sich, wie die übrigen verbündeten Fürsten — die Könige von Sachsen, Baiern, Würtemberg, Westphalen und Neapel und der Vizekönig von Italien — nach Paris zu begeben. Der König verweigerte es, und entschuldigte sich damit, er sei nicht eingeladen. Einige Tage nachher erhielt er einen Brief von dem Kaiser, der ihn einlud. Das fran-

zösische Heer in Zeland machte damahls bedenkliche Bewegungen gegen Brabant. Je weiter die Engländer sich zurückzogen, desto mehr wuchs die französische Kriegsmacht, und setzte sich im Lande fest. In dieser Lage mußte ein großer Entschluß gefaßt, entweder die rechtmäßige Vertheidigung Hollands gegen eine Macht, die Oestreich, Rußland und England in Furcht gesetzt, und Preußen fast an einem Tage vernichtet hatte, mit verzweifelndem Muth gewagt werden, aber ohne Hoffnung auf glücklichen Erfolg, oder man mußte sich noch einmahl unter die Nothwendigkeit beugen, um ein peinliches Dasein zu verlängern.

Der König zog seine Minister zu Rathe. Krayenhoff, der Kriegsminister, ein wackerer Vaterlandsfreund, sprach für rechtmäßige Vertheidigung. Das ganze Heer war für diese Meinung, zumahl die Seemacht. Alle übrigen, besonders die obern Staatsbeamten, empfahlen Unterwerfung.

Der Augenblick war entscheidend und hochwichtig. Man mußte sich mit England verbinden, und ein verzweiflungsvolles Spiel wagen, um Hollands politisches Dasein ruhmvoll enden zu sehen, oder sich allem, was noch kommen konnte, voll Ergebung fügen und Zeit zu gewinnen suchen. Alle Minister aber vereinten sich in der Meinung, man müsse den Sturm beschwören, und das beßte Mittel dazu sei des Königs Reise nach Paris. Sie drangen so sehr in ihn, sie beschworen ihn so sehr, daß er nachgab, aber er sagte ihnen, es sei gegen seine Meinung und man treibe ihn zu dem schlimmsten Entschlusse. Er willigte daher in die Abreise. Vorher berief er die gesetzgebende Versammlung, deren Sitzung

während seiner Abwesenheit fortdauern sollte, damit das Volk auf alle Ereignisse bereit sei.

In seiner Rede an die Versammlung sagte er, man habe durch Ersparung das Mittel gefunden, den für das Jahr 1809 bestimmten Ausgabebetrag nicht zu überschreiten und doch die Kriegskosten zu decken, und glaubte dem Volke versichern zu müssen, daß er überzeugt sei, wenige Jahre nach dem Seefrieden die Finanzen hergestellt zu sehen, wenn die Vaterlandsliebe und die Gesinnungen, die das Volk auszeichneten, fortdauern würden. Diese Erklärung ward absichtlich laut ausgesprochen, weil die französische Regierung in Paris ausbreiten ließ, die Finanzen Hollands seien unrettbar zerrüttet. Darauf spricht er von der Sammlung der Finanzgesetze und dem Handelsgesetzbuche, die man noch nicht vollendet habe, von dem Gesetzbuche über das richterliche Verfahren und dem entworfenen Plane zu einer allgemeinen Verwaltung des Deich- und Wasserbauwesens, und setzt dann hinzu:

„Wir müssen diese Gelegenheit benutzen, Ihnen zu bekennen, wie leid es uns thut, daß wir gezwungen sind, Aenderungen und Neuerungen einzuführen, welchen die Holländer im Allgemeinen abgeneigt sind, weil sie an ihren Gewohnheiten hangen und die Weise der Väter ehren. Eine einzige Bemerkung aber muß Sie überzeugen, daß wir nur solche Umwandlungen lieben und Ihnen vorschlagen, welche unumgänglich nothwendig sind, die Fortdauer des Königreiches zu sichern, seine Regierung zu befestigen und die Wohlfahrt der Bürger vorzubereiten. Jedermann muß sich überzeugen, welchen Werth wir auf die öffentliche Meinung und die Beistimmung des Volkes legen. Wir wissen wohl, daß Neuerungen und Umwandlungen empfindlich sind, und oft Abscheu gegen diejenigen erwecken, von welchen sie eingeführt werden, wenn oft ihre heilsame Wirkung nur langsam

und nur nach und nach sichtbar wird. Wenn wir daher nicht den Vortheil des Staates suchten, wenn wir selbstsüchtiger wären, so würden wir gar keine Aenderung, gar keine Neuerung machen, würden nie so etwas vorgeschlagen haben, und unsre Gedanken nicht über dieses Leben hinaus richten; aber wir hätten dann unsre erste Pflicht versäumt, die uns gebietet, das Wohl des Staates zu suchen, seine Regierung, und die Einrichtungen, deren er bedarf, zu gründen und zu befestigen, ohne irgend eine besondre Rücksicht, ohne vorgefaßte Meinung, ohne Vorurtheil, und in der einzigen und alleinigen Absicht, die Gesetze und Einrichtungen des Landes auf den dauerndsten Grundlagen zu erbauen."

„Wir müssen jetzt von einem Gegenstande reden, den Sie seit einigen Tagen ahnen, und wovon unser Minister des Innern mit Ihnen gesprochen haben wird, als er Ihnen unsern Wunsch eröffnete, Sie heute zu sehen, mehrere Tage früher, als wir es bestimmt hatten. Sie wissen, meine Herrn, in welche beengte Lage die gegenwärtigen Verhältnisse des Handels und der Schiffahrt uns setzen, Sie wissen auch, in welcher besondern Lage das Volk in dieser Hinsicht sich befindet, und wie bedenklich und schwer zu ertragen Dinge solcher Art in ihrem Vaterlande sind. In der Hoffnung, daß eine kurze Abwesenheit dem Volke nützlich sein werde, beeilen wir uns, den Wunsch zu erfüllen, den der Kaiser, unser Bruder, geäussert hat, uns zu sehen. Wir hoffen, daß mit der Erfüllung unserer süßesten Wünsche und mit unsrer besondern Zufriedenheit, sich glückliche Folgen für die Ruhe und Wohlfahrt eines Volkes vereinigen werden,

das wir lieben, und an dessen Schicksal das unsrige geknüpft ist."

Der König — fährt der Verfasser fort — war immer ein guter Franzose, liebte sein Vaterland leidenschaftlich, und um so mehr, da sein Name italienischen Ursprunges war. Er wiederholte das oft. Als er nach der Einrichtung des Kaiserreiches antwortete, „er fühle und erkenne lebhaft die ausgezeichnete Ehre, die das Volk seiner Famile und ihm erwiesen habe, aber der Name, worauf er lebenslänglich am stolzesten sein werde, sei der Name eines Franzosen" — ging diese Antwort aus der Tiefe seines Herzens hervor, und war nicht eine jener alltäglichen müssigen Redensarten, die man leichtsinnig wiederholt, ohne eben Gewicht darauf zu legen. Er mußte daher einen innigen Schmerz, den auch die Krone aus der Seele eines gemäßigten, friedlichen Mannes nicht verdrängen konnte, empfinden, als er genöthigt war, sein Vaterland zu verlassen. Er sollte zwischen zwei gleich schmerzlichen Dingen wählen, entweder ein Feind und Widerpart von Frankreich und dem Kaiser, seinem Bruder, werden, oder aber nach Grundsätzen handeln, die gewiß Hollands Verderben und Untergang herbei geführt haben würden. Nur ein Ausweg konnte alles ausgleichen, und dabei auch das Wohl des Landes gründen, nämlich der Zustand völliger Parteilosigkeit. Dieß war das Ziel seiner geheimsten Politik, seiner heißesten Wünsche; und man muß bekennen, dieser Zustand wäre eben so vortheilhaft und nothwendig für Holland und Europa gewesen, als es der gerüstete Kriegszustand Polens für dieses Land selbst und für alle Staaten des Festlandes

sein würde. Aus diesem Grunde wollte er die Connetable-Würde aufgeben, als er den holländischen Thron annahm, aber aus einem entgegen gesetzten Grunde fügte der Kaiser der Constitution die ausdrückliche Bedingung der Beibehaltung jener Würde hinzu. Verschiedene Pflichten lassen sich vereinigen, wie schwierig sie auch sein mögen, aber wenn sie einander gerade entgegen gesetzt sind, ist jede Vereinigung unmöglich. Der König strebte daher vom Anfange, ja vom ersten Augenblicke seiner Regierung an, nach einer Unabhängigkeit, die er aber nicht gewonnen hatte, zu der Zeit, wovon die Rede ist. Der Grundsatz, den er sich in dieser Hinsicht vorgeschrieben hatte, war, als Frankreichs Verbündeter unerschütterlich treu zu sein, aber zu gleicher Zeit unabhängig zu sein, oder es ganz und vollkommen zu werden. Dieß war das Geheimniß des Betragens eines Mannes, dessen Pflichtgefühl man kannte, und den man in die gezwungenste Stellung von der Welt setzte. Er erfuhr, daß der Kaiser in seinem Hauptquartier zu Schönbrunn bei Wien, nach dem Frieden mit Oestreich ganz laut gesagt hatte: „Hier sind wir nun fertig; jetzt gegen Spanien und „vor allen Dingen gegen Holland." Wäre dieses im Stande gewesen, sich zu vertheidigen, so würde jene Aeußerung für den König dieses Landes ein entscheidender Grund gewesen sein, sich nicht nach Frankreich zu begeben; aber in dem entgegen gesetzten Falle, war jene Reise ein letzter Versuch, und hätte sie das Dasein des Staats auch nur noch auf kurze Zeit verlängert, so war nicht lange zu überlegen, wiewohl nach seiner Ansicht ein glücklicher Erfolg gar nicht wahrscheinlich war. Man kann daraus abnehmen, wie empfindlich ihm

die wiederholte Beschuldigung war, er sei ein Anhänger der Engländer. Der Kaiser sagte öffentlich im Kreise der Minister, als er von seinem Bruder sprach, daß heißt, von einem Manne, der so echt französisch als kaum Einer gesinnt war: „er sei nicht mehr sein Bruder, vielmehr der Bruder und Bundesgenosse des Königs Georg."

Der König reisete am 27. November nach Paris. Roell, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein verdienstvoller, sehr redlicher Mann, der aber immer die alte Ordnung der Dinge in Holland zurück wünschte, war einer seiner Begleiter. In Breda gab er den Befehlshabern dieser Festung und der festen Plätze Berg-op-zoom und Herzogenbusch den schriftlichen Befehl, nur einem von ihm selber unterzeichneten Befehle Gehorsam zu leisten, und ohne dieß keine fremden Kriegsvölker aufzunehmen. Besorgt, daß man während seines Aufenthaltes in Paris gegen seinen Willen sich seines Nahmens bedienen könne, um manchen Anordnungen in Holland Ansehen zu verschaffen, daß man in den französischen Blättern jede beliebige Urkunde abdrucken könne, ohne ihm die Möglichkeit zu lassen, sie nicht anzuerkennen, war er mit seinen Ministern übereingekommen, daß jede Urkunde oder Schrift, die nicht mit einigen holländischen Worten, oder dem Wahlspruche des Ordens: Doe wel en zie niet om endigte, als nichtig angesehen werden solle. Auf diese Weise wollte er jede Ueberlistung oder diplomatische Falschheit unmöglich machen.

Er kam am 1sten December in Paris an. Gleich bei der ersten Zusammenkunft mit seinem Bruder, hatte er einen lebhaften Wortwechsel über die Angelegenheiten Hollands, wobei er das Interesse und die Partei seines Landes mit Nachdruck und siegreich, in Gegenwart mehrerer Franzosen, verfocht.

Er wollte bei seinem Gesandten wohnen, um nicht in

seinem Hause abzusteigen. Als er aber vernahm, daß dieß mißfallen und ihn in größere Verlegenheit verwickeln werde, nahm er seine Wohnung bei seiner Mutter, in der Vorstadt St. Germain. Sehr wenige Personen wagten es, ihn zu besuchen, und kaum ward er von einigen Behörden begrüßt.

Zu derselben Zeit empfing der Kaiser die Abgeordneten des Königreichs Italien. Er antwortete auf die Glückwünsche derselben über den glücklichen Ausgang des Krieges gegen Oestreich: „es sei seine beständige Politik, sein Reich so zu ordnen, daß der Krieg für immer von Frankreichs und Italiens Gränzen entfernt sei.“ Dieß war eine Drohung für die Nachbarstaaten, und besonders für Holland, das noch weit gelegener war, die Nordgränze des Reiches zu decken, als die illyrischen Provinzen das Königreich Italien schützen konnten. Noch deutlicher ward diese Absicht in der Rede an die gesetzgebende Versammlung ausgesprochen.

Der Kaiser wollte die Versammlung mit großer Feierlichkeit eröffnen. Nach der hergebrachten Sitte fuhren seine Brüder bei solchen Gelegenheiten mit ihm in demselben Wagen. Dem Könige war wenig daran gelegen, dabei zu sein; denn solche untergeordnete Ehrengenüsse im Staatsgefolge, solche stumme Repräsentationen, dünkten ihm nicht sonderlich wünschenswerth.

Am Vorabende besuchte er den Kaiser, wo er den Ober-Ceremonienmeister traf, der ihm mit verlegener Miene sagte: Ew. Majestät wird also nicht bei der Feierlichkeit sein? „Um es ablehnen zu können, erwiederte der

König, müßte man wenigstens eingeladen sein, und ich muß Ihnen bekennen, ich weiß nichts davon, als was ich habe sagen hören." Er bekam jedoch keine Einladung. „Wohlan, sprach er, ich werde in der Tribune sein, bei den Königen von Sachsen und Baiern." Aber das wollte man noch weniger. Zum Glücke erfuhr er von einigen seiner Angehörigen, welchen der Kaiser seine Rede an die gesetzgebende Versammlung vorgelesen hatte, daß darin von Holland gesprochen werden sollte. Er blieb also am folgenden Tage zu Hause, sehr ungeduldig, den Erfolg zu vernehmen. Die Holland betreffende Stelle lautete so: „Holland, in der Mitte zwischen Frankreich und „England, wird von beiden gerieben; es ist der Ausfluß der Hauptpulsadern meines Reiches. Veränderungen werden nothwendig sein; die Sicherheit meiner „Gränzen und der wahre Vortheil beider Länder verlangen „sie gebieterisch." Diese Gesinnungen wurden noch deutlicher in der, von dem Minister des Innern in der Versammlung gehaltenen, Rede ausgesprochen: „Holland, sprach dieser, ist eigentlich nichts als ein Theil Frankreichs; man kann dieses Land eine Anschwemmung des Rheines, der Maas und der Schelde, das ist, der großen Pulsadern des Reiches, nennen. Die Richtigkeit seiner Zolleinrichtungen, die Gesinnungen seiner Beamten, und der Geist seiner Bewohner, die stets nach dem Schleichhandel mit England trachten, alles dieß hat es nöthig gemacht, es von dem Handel auf dem Rheine und der Weser auszuschließen, Zwischen Frankreich und England gequetscht, entbehrt Holland sowohl die unserm allgemeinen System widerstreitenden Vortheile, welchen es entsagen muß, als auch diejenigen, die es genießen könnte,

und es ist Zeit, daß alles dieß wieder in die natürliche Ordnung rückt."

Man wird leicht begreifen, mit welchem Erstaunen und Unwillen der König diese Stelle hörte. Er fühlte nun, welcher große Fehler seine unselige Reise gewesen war, und wie schwer, ja unmöglich, es ihm wurde, den Fallstricken zu entgehen, die man ihm legte.

Da Ludwig und Hortensie seit ihrer Verheirathung fast immer getrennt gelebt hatten, drei kurze Zeiträume von wenigen Monaten abgerechnet, so kamen beide, gleich nach Ludwigs Ankunft in Paris, mit Scheidungsgesuchen bei dem Familienrathe ein. Man bewilligte zwar die Versammlung dieses Rathes, aber die Trennung, die doch schon lange, der That nach, bestand, wurde verweigert. Er empfing die abschlägige Antwort des Familienrathes nur mündlich, und man ließ ihm keine Urkunde über eine Verhandlung ausfertigen, wovon doch die Wohlfahrt, das bürgerliche Verhältniß und der Ruf eines ehrlichen Mannes abhingen.

Die Ehe der Kaiserin Josephine wurde aufgelöset, nachdem durch eine Botschaft an den Senat vom 16ten December darauf war angetragen worden. Diesem Antrage gingen unmittelbar so viele Feste, Bälle und Belustigungen vorher, daß man eher hätte glauben mögen, es sei vom allgemeinen Frieden, als von einer schmerzlichen und peinlichen Handlung die Rede. Indeß, die Kaiserin Josephine willigte ein und ihre Kinder thaten es gleichfalls. Der König, der seine Last schwer genug zu tragen hatte, und anfangs seine Einwilligung verweigern wollte, ließ sich durch Erwägung des letztern

Umstandes zur Beistimmung bewegen. Auf Verlangen wohnte er der Feierlichkeit bei, so wie dem Abschiedsfeste, wenn man's so nennen will, das die Stadt Paris der Kaiserin Josephine gab, und dem Feste am Neujahrstage. Nur bei diesen Gelegenheiten erschien er öffentlich während eines fünfmonatlichen Aufenthaltes in Paris.

Das Jahr 1810.

Als er die Wendung sah, welche die Dinge nahmen, versuchte er zu entwischen, aber die Maßregeln waren zu gut genommen, wie es ihm klar werden mußte, als er in jener Absicht einige Ausflüge nach St. Leu machte. Sein Haus war bewacht, und die Wache machte täglich dem Großmarschall des Palastes ihre Meldung; er war unter der strengsten Aufsicht, er war ein Gefangener. Anfangs ahnete er es nur, bald aber wurde es ihm gewiß, wiewohl er sich stellte, als ob er es nicht bemerkte. Er willigte ein, seinen Aufenthalt in Trianon zu nehmen, aber bald verließ er es plötzlich wieder. In dem Augenblicke, wo er dem Erfolge der ihm gegebenen Zusagen entgegen sah, im Augenblicke, wo des Kaisers Wiedervermählung eine Veränderung in dessen System und Betragen gegen ihn erwarten ließ, stieg die Ungerechtigkeit und üble Behandlung, die er erfuhr, aufs Höchste. Er verzweifelte jedoch nicht, und hoffte, noch immer seine Flucht möglich zu machen. Er schickte seinen Stallmeister, den Grafen Karl von Bylandt, nach Amsterdam, mit dem Befehle, die Vertheidigungslinie durch Hilfe von Ueberschwemmungen und Schiffen zu decken, und wenigstens die Besetzung der Hauptstadt zu hindern.

Der Kriegsminister Krayenhoff, dem der König vor seiner Abreise aufgetragen hatte, jene Linien in guten

Stand zu setzen, aber doch, so viel als irgend möglich, vorsichtig und heimlich dabei zu Werke zu gehen, setzte seinem Eifer und seiner Thätigkeit weniger Gränzen, sobald er einen bestimmten Befehl dazu erhalten hatte. Der Minister Mollerus, der in Roell's Abwesenheit, dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vorstand, erhielt eine sehr unbescheidene Zuschrift vom Gesandten La Rochefoucauld, dem er mit Festigkeit antwortete. Als diese Nachrichten in Paris anlangten, gerieth der Kaiser in die größte Wuth. Der König hatte den heftigsten Streit mit ihm, um so mehr, da er die ertheilten Befehle keineswegs verhehlen wollte, sondern sie vertheidigte. Der Kaiser nahm plötzlich einen andern Ton an, und sagte kalt: „Wohlan, wählen Sie; entweder nehmen Sie den Befehl zur Vertheidigung von Amsterdam zurück, und setzen Krayenhoff und Mollerus ab, oder ich befördere auf der Stelle diesen Befehl zur Einverleibung des Landes und Sie kehren nie nach Holland zurück. Es ist mir gleichgiltig, ob man mich für ungerecht und grausam halte, wenn nur mein System vorwärts geht. *) Sie sind in meiner Hand."

Bei dem Anblicke des Einverleibungsbefehles, konnte sich der König nicht mehr verhehlen, daß er nachgeben müßte. Er überlegte einige Augenblicke, und beschloß, den Sturm um jeden Preis zu beschwichtigen, in der folgenden Nacht aber zu entfliehen, um Holland zu erreichen. Er erklärte daher, jene beiden Minister, die zu

*) Il m'est indifférent que l'on me taxe d'injustice et de cruauté pourvu que mon système avance.

viel Eifer gezeigt hätten, sollten ihre Stellen aufgeben, und wenn der Kaiser endlich seinen Angriffen gegen Holland ein Ziel setzen und sich mit ihm aussöhnen wolle, werde er von seiner Seite thun, was er vermöge.

Darauf entfernte er sich, in der Hoffnung, sogleich entkommen zukönnen; es war aber dem Kaiser nicht entgangen, daß der König, ehe er seine Antwort gab, einige Augenblicke schweigend überlegt hatte, und er argwohnte, oder mußte argwohnen, daß des Königs plötzliche Aenderung und seine gänzliche Unterwerfung, wenn man so sagen kann, die Folge eines Systemes war. Napoleon beharrte daher auf dem System, das er gegen Holland und dessen Regierung angenommen hatte. Der König war kaum zu seiner Mutter zurück gekehrt, als zwei Gensd'armes d'Elite ankamen, die sich vor der Thüre aufstellten und nicht weichen wollten; sie behaupteten, auf unmittelbaren Befehl des Kaisers gekommen zu sein, und besondere Anweisungen zu haben, unabhängig von der Grenadierwache, die gewöhnlich vor der Thüre stand.

Er fühlte tief diese zwecklose Beleidigung, die ihm so zu sagen, unter den Augen der in Paris versammelten Fürsten angethan wurde. Der König hätte am Tage nach seiner Ankunft entfliehen sollen, da er eingesehen hatte, daß keine Hoffnung mehr war; aber es war damals schon nicht mehr Zeit, und jede Maßregel dagegen zu gut getroffen. Man würde ihn freilich, wenn er, am Tage nach seiner Ankunft, davon gegangen wäre, der Uebereilung und des Leichtsinns beschuldigt haben, und er hatte sich überdieß das Wort gegeben, alles Mögliche aufzubieten, um die Einverleibung zu verzögern, denn

alles schien ihm darauf anzukommen, dieses entscheidende Ereigniß zu entfernen.

Gleich nach seiner Ankunft zu Paris, hatten sich Abtheilungen des französischen Heeres vor Berg-op-zoom und Breda gezeigt, um diese Festungen zu besetzen; die den Befehlshabern ertheilte Weisung aber verhinderte jede Ueberrumpelung und Ueberlistung, und die Franzosen wurden zurück gewiesen. Der Kaiser wollte in dieser Abweisung eine Beleidigung für Frankreich erblicken. Der Kriegsminister, Herzog von Feltre, kam zu dem Könige und foderte gebieterisch Erläuterungen, welche jener verweigerte, weil er sie für unnütz hielt, worauf der Minister beim Abschiede sagte: Eure Majestät erklärt also Frankreich und dem Kaiser den Krieg? — „Herr Herzog, erwiederte der König: keinen übel angebrachten Scherz! Ein Gefangener erklärt nicht Krieg. Der Kaiser lasse mir meine Freiheit, und dann mag er thun, was er will.

Der König gibt jedoch dem Herzoge von Feltre das Zeugniß, er habe seinen bösen Auftrag mit großer Schonung und Freundlichkeit erfüllt. Bald nachher aber, am 18. Januar, mußte der Minister dem Könige einen Brief schreiben, worin er sagte: „Der Kaiser habe mit Mißfallen gesehen, daß die Befehlshaber von Berg-op-zoom und Breda sich erlaubt hätten, den Truppen seiner Nord-Armee die Aufnahme zu versagen, und dadurch den Gehorsam zu verweigern, den sie einem Marschall des Reiches, dem Anführer der französischen und holländischen Truppen zwischen Schelde und Maas, schuldig seien, und dem Kaiser sei dieses Betragen um so empfindlicher gewesen, da es vorbedacht und vorbereitet sei, und die holländische Regierung, durch die befohlne Verweigerung der Aufnahme der französischen Kriegsvölker, den Waffen des Kaisers eine Beleidigung zugefügt habe. Der

Kaiser habe befohlen, das Land zwischen Schelde und Maas militärisch zu besetzen, und Jeden, der den mindesten Widerstand leisten würde, erschießen zu lassen. Es gebe kein Mittel, setzte der Minister hinzu, Holland aus seiner mißlichen Lage zu ziehen, als wenn man den Kaiser erweiche. Wer dem Könige rathe, Frankreich den Fehdehandschuh hinzuwerfen, sei sein und Hollands Feind, da der mindeste Schein eines neuen Widerstandes dem Lande verderblich werden müßte. Er zweifle nicht — schloß der Brief — der König werde selber die schlimmen Folgen erkennen, wenn er die aus der ganzen Lage der Dinge hervorgehende Betrachtung erwäge, daß „keines der Länder des großen Reiches, oder des großen Bundes, ohne ein Verbrechen zu begehen, den Kriegsvölkern des Kaisers die Betretung seines Gebietes verweigern könne." *)

Zu derselben Zeit ließ der Befehlshaber von Berg-op-Zoom durch einen seiner Offiziere um Verhaltungsbefehle bitten, und der König erlaubte den französischen Kriegsvölkern, einstweilen in den Festungen von Brabant zu cantoniren, befahl jedoch, gegen jede Anmaßung einer Obergewalt sich feierlich zu verwahren. In französischen und deutschen Zeitschriften wurde nun die Einverleibung von Brabant und Zeland mit Frankreich angekündigt, um die Gemüther vorzubereiten. In der Verordnung des Kaisers vom 20. Januar, welche die militärische Besetzung des Landes zwischen der Maas, der Schelde und dem Meere verfügte, um die Nordgränze des Reiches zu sichern, und Antwerpen zu schützen, wurden alle, innerhalb dieses Gebietes befindlichen, französischen und verbündeten Kriegsvölker zur Armee von Brabant gezogen, alle Festungen in Belagerungsstand erklärt, und alle französischen und holländischen Behörden angewiesen, sich dieser Verordnung zu fügen.

---

*) Aucun des pays du grand empire, ou de la grande confédération, ne peut sans crime refuser l'entrée de son territoire aux troupes de l'Empereur.

So behandelte man die Holländer schon als Unterthanen, indem man ihnen, ohne Einwilligung ihres Fürsten, ja ohne sein Vorwissen, befahl, französischen Verordnungen zu gehorchen. Auf eine solche Urkunde gab es nur eine Antwort, bewaffneter Widerstand; aber man hat gesehen, welche Gründe dieß verhinderten, um so mehr, da man dieß zu jener Zeit eben wünschte. Der König war also in einer sonderbaren Lage. Gab er nach, so erfüllte er, was man von Holland verlangte, und durch Widerstand würde er es noch mehr gethan haben. Dieser letzte Entschluß wäre ehrenvoller für ihn gewesen, aber nachtheiliger für Holland, und darum verwarf er ihn ohne Bedenken.

Die Verordnung des Kaisers ward sogleich vollzogen. Sobald die Besetzung von Breda und Berg-op-zoom in Amsterdam bekannt wurde, legte einer der königlichen Staatsräthe gegen alle Anmaßungen einer fremden Gewalt Verwahrung ein, und dasselbe thaten die Stadtbehörden. Einige Tage nachher wurden auch Willemstadt, Steenberg und Dodrecht besetzt. Man foderte den Eid der Treue und des Gehorsames gegen den Kaiser, der aber überall, trotz Einkerkerungen und Mißhandlungen, verweigert wurde. Die englischen Waaren wurden überall in dem besetzten Lande weggenommen.

Die innere Verwaltung des Königreiches wurde nun von Tage zu Tage schwieriger. Zur Bezahlung der Zinsen der letzten Anleihen mußten einige Abgaben erhöht werden. Der König äußerte in seiner Botschaft, die er von Paris an die gesetzgebende Versammlung erließ, seine Empfindlichkeit über die Beschuldigungen, welche die französische amtliche Zeitung Holland gemacht hatte, daß es seine Verpflichtungen vergessen habe.

Indessen kam ein anderer Minister (den er nicht namentlich angibt) als Vermittler zu ihm, aber der König

hielt ihn weder für einen Freund des Kaisers, noch eines seiner Angehörigen, wie keines Fürsten; und da die Grundsätze des Mannes ihm nicht anstanden, so hielt er sich in einer gewissen Entfernung, was vielleicht ein Unglück war; aber wie hätte er Vertrauen zu einem solchen Staatsmanne fassen können, der äußerte, es thue ihm leid, daß der König nicht mit abschreckender Strenge den oben erwähnten Aufstand in Rotterdam bestraft habe. Man hätte durch die Hinrichtung von Funfzig der Hauptschuldigen die Sache abmachen sollen, sprach er. Ich wollte sie lieber durch einen Brief abmachen, erwiederte der König lachend. . .

Zu jener Zeit wollte Frankreich Holland als ein Mittel gebrauchen, Unterhandlungen mit England zu eröffnen. Der König sollte auf folgende Weise dabei mitwirken. Seit seiner Ankunft in Paris sagte man ihm unaufhörlich, der Kaiser habe nie die Absicht gehabt, Holland einzuverleiben; seine beständigen Drohungen seien nur eine List, um die Engländer durch die Besorgniß vor der unermeßlichen Zunahme, die Frankreichs Seemacht durch Hollands Einverleibung erhalten werde, zu der Zurücknahme ihrer Verordnungen und zum Frieden zu bewegen; er wolle selbst nicht einmal Brabant und Zeland wegnehmen, wie nöthig auch beide Länder für die natürliche Gränze seines Reiches wären; er werde vielmehr das Großherzogthum Berg und selbst die Hansestädte mit Holland vereinigen, und alles dieß sei so offenbar Frankreichs Vortheil, daß man es nicht mißkennen könne. Als der König ungläubig blieb, und unzählige Beobachtungen solche Hoffnungen widerlegten, antwortete Champagny, man verlangte von Holland blin-

den Gehorsam gegen Frankreichs Maßregeln; der Kaiser sei empfindlich, daß sein Bruder, sein Werk, andere Grundsätze, eine andere Politik befolgen wolle, als er, aber er sei nun nicht mehr in Täuschung befangen, und werde sich nicht anders mit Holland und dem Könige versöhnen, als wenn dieser unwidersprechliche Beweise seiner Absicht gebe, dem Willen und der Politik des Kaisers blindlings zu folgen, und als erste Probe verlange er, daß der König zu einer List mitwirke, und Jemand nach England sende, um zu sehen, ob durch die Drohung mit Hollands Einverleibung, die englische Regierung sich nicht zum Frieden entschließen werde. Man zeigte ihm in dieser Absicht den Entwurf eines Briefes, den er an seine Minister schreiben sollte; aber er verwarf ihn mit Unwillen, weil man ihm die Worte in den Mund legen wollte, er sei von der Nothwendigkeit der Einverleibung überzeugt. Da man ihm jedoch die Versicherung gab, alles solle nur zum Schein geschehen, und man müsse den Engländern nothwendig zeigen, daß jene Einverleibung, ohne den Frieden, unvermeidlich sei, so entschloß er sich endlich, seinen Ministern, van der Hem und Mollerus, zu schreiben, die auf seinen Befehl den Herrn Labouchere, Vorsteher des Handelshauses Hope und Comp., einen Mann von vielem Verstande und sehr einnehmendem Wesen, nach London schickten.

Dieser Abgeordnete hatte mehrere Zusammenkünfte mit dem Marquis Wellesley, der ihm schriftlich antwortete, England nehme lebhaften Antheil an Hollands Lage, aber deßungeachtet werde es seine Verordnungen über die Blokade nicht eher zurücknehmen, bis Frankreich seine Verfügungen aufgehoben habe, da Englands Maßregeln nur Wiedervergeltung seien.

Der König vernahm während einer gefährlichen Krankheit, die ihn zu Paris befiel, daß das französische Heer immer näher gegen Amsterdam rücke, und schickte den Befehl ab, sich so gut als möglich in Vertheidigungsstand zu setzen, und vor allen Dingen mit der Seemacht in gutem Einverständnisse zu bleiben, welche die Linien von Amsterdam allein wirksam schützen könne. Die Finanzbedrängniß erfoderte neue Nothmittel, Anweisungen auf künftige Einnahme.

In Frankreich verlangte man, er solle die Renten besteuern, mit andern Worten, Bankerutt machen, die Conscription einführen, die französische Zolleinrichtung annehmen, das französische Adelsgesetz nachahmen und die Marschallwürde aufheben. Er würde nie in einem Punkte nachgegeben haben, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß jene übertriebenen Ansprüche nur Vorwände waren, Hollands Unterwerfung nicht anzunehmen und sich des Landes zu bemächtigen. Denn man sah sich schon dahin gebracht, daß man das Versprechen, das Land solle, unter der Bedingung einer Zerstückelung, seinen Nahmen behalten, als eine Gunst annahm. Fest überzeugt, daß man Holland durchaus haben wolle, und daß nur eine Art von Scham Frankreich abhalte, sich des Landes zur Zeit der Vermählung zu bemächtigen, wollte der König selbst auch zu Vorwänden nicht Anlaß geben. Er nahm nur einige Punkte aus, die gegen sein Gewissen und seine Gesinnungen stritten, wie die Conscription, den Bankerutt und dergleichen, und gab in allen übrigen nach. Man muß sich erinnern, daß zu jener Zeit noch nichts den Fall Frankreichs ankündigte, dessen Macht und Ruhm immer zunahmen, und daß man damahls mit Grunde voraussetzen konnte, Frankreich würde, wenn es sich Hollands bemächtigte, es für

immer behalten. Man konnte das Beispiel von Polen und Venedig nicht vergessen. Der König hob daher die Anerkennung des alten holländischen Adels und die Marschallswürde auf. Aber, während die Holländer, und Jeder, der mit Hollands besonderer Lage, Frankreich gegenüber, unbekannt war, dem Könige vielleicht Schwäche und Verblendung mit Unwillen vorwarf, war er weder schwach, noch verblendet, und opferte seinem neuen Vaterlande vielleicht mehr, als erlaubt ist. . . .

Es läßt sich nicht beschreiben, was der König während seines Aufenthaltes in Paris zu leiden hatte. Er sah auf der andern Seite mit dem tiefsten Schmerze, wie sehr der Kaiser sein eigenes Werk untergrub, seine theuersten Interessen schwächte und ihnen schadete, während er sein System zu fördern und zu befestigen vermeinte. „Wollen Sie Frankreichs jetzigen Zustand fest begründen — schrieb er in Paris an seinen Bruder — und den Seefrieden erlangen, oder England mit Erfolg angreifen, so wird es Ihnen nicht mit Maßregeln, wie Ihr Blokadesystem, gelingen; nicht, wenn Sie ein von Ihnen errichtetes Reich zerstören, nicht, wenn sie Ihre Verbündeten schwächen und weder deren heiligste Rechte, noch die ersten Grundsätze des Völkerrechtes und der Billigkeit achten; sondern im Gegentheile, wenn Sie Frankreich Liebe erwerben und so sichere Bundesgenossen, als Ihre Brüder, befestigen und stärken. . . .“

Der Kaiser achtete nicht auf diese Bemerkungen. Er hatte leichtes Spiel mit seinem Bruder, den er wie einen Feind behandelte, während dieser nicht aufhörte, in Frankreich den natürlichen Bundesgenossen und die Stütze Hollands und seiner Regierung zu erblicken. In den

Monaten Januar, Februar und März unaufhörlich, mittelbar und unmittelbar, gequält, Holland zu entsagen, auf die schlaueste Weise und durch die arglistigsten Ueberredungen gedrängt, selbst von Denjenigen, welchen er am meisten vertraute, widerstand er allen Bemühungen, und glaubte, daß sein Ruhm und die Lösung des Knotens darin bestehe, sich durch keinen Umstand irgend einer Art entmuthigen zu lassen, und nach Holland, gleichviel auf welche Weise, zurück zu kehren. Das Beispiel von Polen und Venedig stand ihm stets vor Augen. „Alles kann noch wieder gut gemacht werden, sprach er zu sich selbst, wenn Holland sein Dasein, wie es auch gestaltet sei, bis zum allgemeinen Frieden fristet; aber für immer ist es um Holland geschehen, wenn es einmahl aus der Reihe der Völker verschwunden ist.“ Wird Polen je erstehen, so wird es dieß dem Umstande verdanken, daß es für Europa wichtig ist, sich gegen die Riesenmacht des Nordens zu schützen, aus welchem alle Völker hervor gingen, die den Süden überschwemmten. Aber wer wird je an Venedig Theil nehmen? Wer würde an Holland Antheil nehmen?

Der oben erwähnte, nicht genannte Minister, und der Herzog von Cadore, so wie Verhuel, trugen durch ihre Unterhandlungen und ihre dringenden Bitten nicht wenig bei, den König in seinem Gedanken zu befestigen. Roell, sein vertrauter Rathgeber, erkannte sehr wohl die Lage der Dinge, aber der König macht ihm den Vorwurf, er habe, aus Furcht vor dem Unwillen des Kaisers, dem er als „Gegner der Franzosen, das heißt als ein guter Holländer“ verschrien war, nicht genug gethan, ihn abzuhalten, Hollands Zerstückelung zu unterschreiben. Verhuel, sagt der König, habe nach dem französischen Marschallstabe getrachtet, und sei, vielleicht ohne es zu ahnen, ein Werkzeug des Herzogs von Cadore gewesen.

Wie der Kaiser seinen Bruder bald als Unterthan, bald als einen Fremden, ja sogar wie einen Feind behandelte, erhellt aus folgenden Urkunden.

Brief des Kaisers an den König.

„Mein Herr Bruder. Ich habe den Brief Eurer Majestät erhalten. Sie wünschen, daß ich Ihnen meine Absichten mit Holland bekannt mache, und ich werde es offenherzig thun. Als Ew. Maj. den Thron bestieg, wünschte ein Theil des holländischen Volkes die Vereinigung mit Frankreich; die Achtung, welche mir die Geschichte gegen dieses tapfre Volk eingeflößt hatte, erweckte jedoch den Wunsch in mir, daß es seinen Nahmen und seine Unabhängigkeit behalte. Ich entwarf selbst seine Verfassung, welche die Grundlage des Throns E. M. sein sollte, und setzte Sie darauf. Ich hoffte, Sie, an meiner Seite erzogen, würden gegen Frankreich die Zuneigung hegen, welche das Volk von seinen Kindern zu erwarten berechtigt ist, und noch mehr von Prinzen; ich hoffte, Sie, in meiner Politik erzogen, würden gefühlt haben, daß Holland, von meinem Volke erobert, nur der Großmuth desselben seine Unabhängigkeit verdankte, daß Holland, schwach, ohne Verbündete, ohne Heer, an dem Tage, wo es sich Frankreich offen entgegen stellte, erobert werden konnte und mußte; daß Sie Ihre Politik von der meinigen nicht trennen könnten, daß Holland durch Verträge mit mir verbunden war. Ich hoffte also, als ich einen Prinzen meines Hauses auf den holländischen Thron setzte, den Mittelweg gefunden zu haben, wo die Interessen beider Staaten sich vereinigten, und sie in einem gemeinsamen Interesse und einem gemein-

samen Hasse gegen England verbände; und ich war ganz stolz darauf, den Holländern gegeben zu haben, was ihnen passend war, wie ich durch meine Vermittelungsakte gefunden hatte, was für die Schweiz paßte. Ich merkte aber nur zu bald, daß ich mich einer leeren Täuschung hingegeben hatte. Meine Hoffnungen wurden betrogen. E. M. vergaß, bei der Besteigung des holländischen Thrones, Ihre Abstammung aus Frankreich, und Sie haben sogar alle Springfedern Ihrer Vernunft angespannt, und das Zartgefühl Ihres Gewissens abgequält, um sich zu überreden, daß Sie ein Holländer wären. Diejenigen Holländer, welche Frankreich geneigt waren, wurden zurückgesetzt und verfolgt, und diejenigen, die für England gearbeitet haben, vorgeschoben. Die Franzosen, vom Offizier bis zum Gemeinen, wurden verjagt, gemißachtet, und ich hatte den Schmerz zu sehen, daß in Holland, unter einem Prinzen meines Hauses, der Nahme eines Franzosen der Schmach ausgesetzt war. Ich aber trage die Achtung und Ehre des französischen Nahmens in meinem Herzen, und habe sie so hoch zu heben gewußt auf den Bajonetten meiner Soldaten, daß weder Holland, noch wer es auch sonst sei, sie ungestraft antasten darf. Die Reden, die E. M. an Ihr Volk gerichtet hat, zeigen Spuren jener ungünstigen Gesinnungen. Man sieht darin nur Anspielungen auf Frankreich, und statt in dem Vergessen des Vergangenen mit einem Beispiele vorzugehen, rufen sie es immer zurück, und schmeicheln dadurch den geheimen Gesinnungen und den Leidenschaften der Feinde Frankreichs. Und worüber beklagen sich denn die Holländer? Sind sie nicht von unsern Waffen besiegt worden? Verdanken sie nicht ihre Unab-

hängigkeit der Großmuth meines Volkes? Sollten sie nicht vielmehr die Großmuth Frankreichs segnen, das stets seine Kanäle und seine Zollstätten ihrem Handel offen gelassen, das die Eroberung nur zu ihrer Beschützung benutzt, und bis auf diese Stunde von seiner Macht keinen andern Gebrauch gemacht hat, als ihre Unabhängigkeit fest zu begründen? Wer könnte also das, für die Nation beschimpfende und mich beleidigende Betragen rechtfertigen, das E. M. beobachtet hat? Sie müssen bemerkt haben, daß ich mich nicht von meinen Vorfahren trenne, und daß von Klodwig bis herab auf den Ausschuß des öffentlichen Wohls, ich mich für alles mitverpflichtet halte, und daß ich alles Böse, das man vorsetzlich gegen die Regierungen, die mir vorher gingen, sagt, für Aeusserungen ansehe, die man in der Absicht, mich zu beleidigen, vorbringt. Ich weiß, es ist unter gewissen Leuten Mode geworden, mich zu loben, und Frankreich zu verschreien; aber wer Frankreich nicht liebt, liebt auch mich nicht, und ich halte diejenigen, die Böses von meinem Volke sagen, für meine größten Feinde. Hätte ich auch nur die einzige Ursache zur Unzufriedenheit gehabt, die Verachtung zu sehen, worein der französische Name in Holland gefallen war, so würden die Rechte meiner Krone mich befugt gemacht haben, einem benachbarten Fürsten, in dessen Lande man sich Beleidigungen gegen mein Volk erlaubte, den Krieg zu erklären. Ich habe es nicht gethan."

„E. M. aber hat sich über meinen Charakter getäuscht; Sie haben sich einen falschen Begriff von meiner Güte, von meinen Gesinnungen gegen Sie gemacht. Alle mit mir geschlossenen Verträge haben Sie verletzt;

Sie haben Ihre Schiffe abgetakelt, Ihre Seeleute beurlaubt, Ihre Kriegsmacht in den Zustand der Auflösung gebracht, so daß Holland ohne See- und Landmacht ist, als ob Waarenniederlagen, Kaufleute und Handlungsdiener, einer Macht feste Begründung geben könnten. Eine reiche Handelsverbindung kann dieß begründen, aber kein König besteht ohne Finanzen, ohne gesicherte Werbung, ohne Schiffe."

„E. M. hat noch mehr gethan, und den Augenblick benutzt, wo ich auf dem festen Lande zu thun hatte, um indessen die Verbindungen zwischen Holland und England wieder anknüpfen zu lassen, die Blokadegesetze zu verlezzen, dieses einzige Mittel, jener Macht wirksam zu schaden. Ich habe Ihnen mein Mißvergnügen über dieses Betragen bewiesen, als ich Ihnen Frankreich verschloß; und ich habe Ihnen dargethan, daß ich, ohne meine Kriegsmacht zu gebrauchen, bloß indem ich Holland vom Rhein, der Weser, Schelde und Maas ausschloß, das Land in eine bedenklichere Lage brachte, als wenn ich ihm den Krieg erklärt hätte, und es auf eine Art abschnitt, die ihm Verderben drohte."

„Man fühlte den Streich in Holland. E. M. flehte meine Großmuth an, wandte sich an meine brüderliche Gesinnung, versprach ein anderes Betragen, und ich glaubte, diese Warnung werde hinlänglich sein. Ich hob meine Zollsperre auf, aber E. M. kam bald wieder auf Ihr erstes System zurück. Freilich war ich damals in Wien und hatte einen schweren Krieg auf dem Halse. Alle amerikanischen Schiffe, die vor den holländischen Häfen erschienen, während sie von den französischen weggewiesen wurden, fanden bei E. M. Aufnahme. Ich

war zum zweiten Mahle genöthigt, meine Zollstätten dem holländischen Handel zu schließen, und gewiß ließ sich keine echtere Kriegserklärung machen. Bei jener Lage der Dinge konnten wir uns wirklich im Kriegszustande betrachten. In meiner Rede an die gesetzgebende Versammlung ließ ich mein Mißvergnügen merken, und ich will Ihnen nicht verhehlen, daß es meine Absicht ist, Holland, als eine Ergänzung des Gebietes, mit Frankreich zu vereinigen, weil es der schwerste Streich ist, den ich England versetzen kann, und dadurch den ewigen Beleidigungen ein Ende mache, welche die Ränkemacher in Ihrem Kabinet mir unausgesetzt zufügen. Ja, die Mündungen des Rheins und der Maas müssen mein werden. Der Grundsatz in Frankreich, daß der Thalweg des Rheines unsre Gränze bildet, ist ein wesentlicher Grundsatz. E. M. schreibt mir in Ihrem Briefe vom 17., es seien sichere Mittel in Ihrer Gewalt, allen Verkehr zwischen Holland und England zu hindern; Holland könnte Finanzen, Schiffe, Heere haben; es sollten die Grundsätze der Verfassung hergestellt werden, indem man dem Adel kein Vorrecht gestatten, und die Marschallwürde abschaffen wollte, die nur eine Karrikatur ist und unvereinbar mit einer Macht des zweiten Ranges, und endlich sollten die Niederlagen von Kolonialwaaren, so wie alle Güter, die gegen das Verbot auf amerikanischen Schiffen in Ihre Häfen gelandet worden sind, weggenommen werden. Ich bin der Meinung, E. M. übernimmt Verpflichtungen, die unerfüllbar für Sie sind, und Hollands Vereinigung mit Frankreich ist nur aufgeschoben. Ich gestehe, ich habe nicht mehr Interesse, das Land auf dem rechten Rheinufer (in Holland) Frankreich einzuver-

leiben, als das Großherzogthum Berg und die Hansestädte mit Frankreich zu vereinigen. Ich kann also Holland das rechte Rheinufer lassen, und ich werde die, in meinen Zollstätten verfügten Verbote aufheben, so oft die bestehenden und zu erneuernden Verträge vollzogen werden. Hier ist meine Willensmeinung:

1) Verbot alles Handels und Verkehrs mit England;

2) Eine Flotte von 14 Linienschiffen, 7 Fregatten, 7 bewaffneten und ausgerüsteten leichten Schiffen;

3) Eine Landmacht von 25000 Mann;

4) Aufhebung der Marschälle;

5) Unterdrückung aller Adelsvorrechte, die der von mir gegebenen und gewährleisteten Verfassung zuwider sind.

Auf diesen Grundlagen kann E. M. durch Ihren Minister mit dem Herzoge von Cadore unterhandeln lassen; aber auch versichert sein, daß ich bei dem ersten Paketboote, bei dem ersten Fahrzeuge, das in Holland landet, die Zollsperre erneuere, und bei der ersten Beleidigung, die meiner Flagge zugefügt wird, werde ich mit bewaffneter Hand den holländischen Offizier, der meinen Adler zu beschimpfen sich erlaubt, ergreifen und am großen Mast aufhängen lassen. E. M. wird an mir einen Bruder finden, wenn ich an Ihnen einen Franzosen finde, vergessen Sie aber die Gesinnungen, welche Sie an das gemeinsame Vaterland binden, so werden Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich diejenigen vergesse, womit die Natur uns verbunden hat. Noch einmal, die Vereinigung Hollands mit Frankreich ist für Frankreich, Holland und das feste Land am nützlichsten, weil sie England den größten Nachtheil bringt. Diese Vereinigung kann freiwillig oder mit Gewalt bewirkt werden. Ich

habe Beschwerden genug gegen Holland, um ihm den Krieg zu erklären; aber ich werde keine Schwierigkeit machen, einen Vergleich einzugehen, der mir die Rheingränze gibt und wodurch Holland sich verpflichtet, die oben festgesetzten Bedingungen zu erfüllen.

Ihr wohlgewogener Bruder
Napoleon.

Trianon, am 21sten December 1809.

Dieser Brief, sagt der König, lege alle falschen Vorwände zu den Beschwerden gegen Holland und gegen ihn dar. Wenn Frankreich großmüthig gegen Holland gewesen sei, so habe dieses solche Großmuth theuer bezahlen müssen. Man habe stets die übertriebensten Foderungen gemacht, weil, da die Erfüllung für Holland unmöglich gewesen sei, Frankreich dadurch immer einen Vorwand zum Ueberfall bereit gehabt habe. Der Verfasser macht aufmerksam auf den amtlichen und trocknen Ton, womit man ihn, als man sich unmittelbar an ihn wendete, behandelt habe, und wie man dagegen in der an die Holländer und die holländischen Minister gerichteten Zuschrift bemüht gewesen sei, ihn fast wie einen französischen Unterthan erscheinen zu lassen.

In dieser Zuschrift an den holländischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Baron von Roell, vom 24. Januar 1810, will der Herzog von Cadore von den „Entschließungen reden, wozu die Lage von Europa den Kaiser verbinde, und wenn diese Entschließungen den Wünschen der Holländer entgegen wären, so bedaure es zwar der Kaiser allerdings, aber das unerbittliche, über die Angelegenheiten der Welt waltende Schicksal, nach dessen Willen die Menschen von den Ereignissen fortgerissen würden, nöthige den Kaiser, mit Festigkeit die Maßregeln auszuführen, deren Nothwendigkeit ihm erwiesen sei, ohne sich von Nebenrücksichten aufhalten zu lassen.“ Die Beschwerden gegen Holland werden aufgezählt. Die erste Quelle des geheimen Widerstreites, der zwischen Frankreich und Holland entstanden, sei das kaufmännische Interesse der Holländer gewesen,

das durch die Maßregeln gegen den englischen Handel sich verletzt gefühlt habe. „Von dem Augenblicke an — heißt es weiter — sah Seine Kaiserl. Maj. mit Schmerz, daß der König von Holland sich zwischen seine ersten und unverjährbaren Pflichten, seine Pflichten gegen den Kaiserthron, und die kaufmännische Meinung der Holländer gestellt fand." Das Gelingen der großen Maßregeln gegen den Alleinhandel und die Seetyrannei der Engländer habe hauptsächlich von ihrer Ausführung in Holland abgehangen, dieses aber ihnen stets Hindernisse in den Weg gelegt. Deßhalb habe der Kaiser den Holländern die französischen Zoll-Linien so ganz verschlossen, daß sie mit den Völkern des festen Landes nicht mehr in gesetzlicher Verbindung ständen. Am Ende wird erklärt, daß es des Kaisers Wille sei, den französischen Prinzen, den er auf den holländischen Thron gesetzt habe, zurück zu rufen, und ganz Holland von seinen Kriegsvölkern besetzen zu lassen.

Endlich ward, am 16. März, ein vom Kaiser vorgeschriebener Vertrag abgeschlossen, dessen Hauptbestimmungen waren: die Aufhebung alles Handelsverkehres mit England; Bewachung aller Flußmündungen durch eine aus Franzosen und Holländern bestehende, und von Holland besoldete und unterhaltene, Heerabtheilung von 18000 Mann und französische Zollbeamten; Abtretung des holländischen Brabants, des ganzen Zelands und des auf dem linken Ufer der Waal liegenden Theiles von Geldern; Verpflichtung Hollands, während des ganzen Kriegs eine bestimmte Anzahl von Schiffen bereit zu halten; und dagegen Aufhebung der französischen Gränzsperre gegen Holland.

Als die Zeit der Wiedervermählung des Kaisers heran kam, drängte man den König auf alle Weise, und endlich genehmigte er jenen Vertrag, jedoch mit dem Zusatze: so viel als möglich.

Der Kaiser war anfangs zu einer Heirathsverbindung mit Rußland geneigt gewesen, das sich auch schon einigermaßen dazu anheischig gemacht hatte, nachher aber zu-

rück trat. Der Kaiser ließ darauf Oestreich und Sachsen ausforschen, und die Antworten waren günstig. Er war gleich anfangs für das Haus Oestreich entschieden, gegen welches er stets Achtung und Verehrung gehabt hatte, und diese Gesinnungen waren selbst in seinem unfreundlichen Betragen gegen dasselbe noch sichtbar. Obgleich entschlossen, hielt der Kaiser doch eine Sitzung des geheimen Rathes über die Wahl der Kaiserin. Der Prinz Talleyrand, der Prinz Eugen, der Herzog von Bassano, der Herzog von Vicenza waren für Oestreich; der König von Neapel, der Minister Fouché und Cambaceres für Rußland; der Prinz von Lebrun, der Kardinal Fesch, der Herzog von Feltre und der König von Holland für Sachsen. Die Gründe, welche der letztere anführte, waren, daß der Kaiser und Frankreich zu erbitterte Feinde Oestreichs gewesen wären, als daß sich eine aufrichtige Aussöhnung erwarten lasse; er zog Sachsen den beiden übrigen vor, aber Oestreich Rußland, und gründete diesen Vorzug auf die Gleichheit der Religion. Der König von Neapel sprach in dieser Sitzung kräftig für Rußland, zum Nachtheile Oestreichs, das der Kaiser aber, in seiner Antwort gegen jenen, mit einer Wärme und einer siegreichen Beredsamkeit vertheidigte, welche seine Partheilichkeit und seine Gesinnungen für jenes Haus verriethen, und die Versammlung nicht wenig in Erstaunen setzten.

Am 7. April reisete der König endlich von Paris ab. Auch die Königin ging nach Holland zurück, lebte aber, getrennt von ihrem Gemahle, zu Utrecht, und ging nach einigen Wochen wieder nach Frankreich. Beim Abschiede überreichte der König dem Kaiser seinen Orden, den Napoleon annahm aber — nie trug.

Am 11. kam er nach Amsterdam zurück, wo ihn die Behörden mit Ausdrücken begrüßten, die herzlicher waren, als die hohlen Wortschälle, die bei solchen Gelegenheiten laut zu werden pflegen, und ein rühmliches Zeugniß für ihn ablegten. „Ihre Rückkehr war der erste und letzte unserer Wünsche; sie allein kann ihre Unterthanen über das Vergangene trösten, die Gegenwart ihnen erträglich machen und Hoffnungen für die Zukunft in ihnen erwecken. Möchten Sie ihr Volk glücklich sehen! . .“

Der König hatte keine gute Antwort zu geben, in der Lage, worin er sich befand, und begnügte sich mit allgemeinen Ausdrücken. Er war so unglücklich, stets unter der Aufsicht geheimer Werkzeuge der französischen Regierung zu sein, die bereit waren, jedes seiner Worte zu vergiften, und obgleich Schmerz, ja Verzweiflung seine Seele füllte, so war er doch gezwungen, es zu verbergen und die Qualen und Leiden seiner Lage zu verhehlen.

Die Bedingungen des Vertrags mit Frankreich wurden vollzogen, und alle Küsten Hollands besetzt. Das Hauptquartier der französischen Kriegsmacht, wozu 12,000 Holländer gehörten, war in Utrecht.

Die französischen Behörden fingen bald an, ihre Gewalt, unter dem Vorwande von Maßregeln gegen den Verkehr mit England, auszudehnen und in die Rechte der holländischen Regierung einzugreifen. Der französische Befehlshaber in Utrecht erließ eine Verordnung, worin er verfügte, daß jeder, der Einbringung verbotener Waaren Ueberwiesene, oder auf dem Verkehr mit England Ergriffene, verhaftet und von einer eigenen Commission gerichtet werden sollte.

Diese Anmaßungen verkündigten das System, welches man gegen Holland befolgen wollte. Man hatte die englische Landung in Zeland, und später einen anscheinenden Vertrag, einen Schatten von Recht, als Vorwand ge-

braucht, eine große Kriegsmacht in's Land zu bringen. Jetzt, da diese in Holland gebot, wollte man durch die That das Recht erlangen. Diese sehr bekannte Politik zeigte sich sehr schlau und wirksam. . . . Der König zögerte nicht, seinen Unwillen gegen die Eingriffe der fremden Gewalt zu äußern, und er zerstörte ihre Wirkung durch den ausdrücklichen Befehl an alle öffentlichen Behörden, darauf gar keine Rücksicht zu nehmen. Kein Holländer sollte einer andern Gewalt als seiner Obrigkeit Gehorsam leisten. Dasselbe ließ er mit Freimüthigkeit und Festigkeit dem französischen Befehlshaber erklären, und die von den fremden Kriegsbehörden willkührlich verhafteten Küstenbewohner in Freiheit setzen. Der französische Feldherr machte darauf mehrere Versuche, den König zu einer Zusammenkunft zwischen Utrecht und Amsterdam zu bewegen, aber jener lehnte es mißtrauisch ab, mit dem Zusatze, daß er in seiner Wohnung den General immer gern empfangen werde.

Napoleon machte um diese Zeit eine Reise durch die Niederlande.

Aller Leiden des Königs ungeachtet, schrieb der Kaiser ihm am Ende des Mai's die beiden folgenden Briefe.

„Mein Bruder. Ich habe Ihren Brief vom 16ten Mai empfangen. In der Lage, worin wir beide uns befinden, muß man immer offenherzig reden. Sie wissen, ich habe oft Aufsätze von Ihnen gelesen, die nicht bestimmt waren, mir vor die Augen zu kommen. Ich kenne Ihre geheimsten Gesinnungen, und alles, was Sie mir dagegen sagen wollen, hilft zu nichts. Reden Sie nicht

von Ihren Gesinnungen, von Ihrer Kindheit; die Erfahrung hat mir bewiesen, was ich davon zu halten habe. Holland ist allerdings in einer mißlichen Lage. Ich sehe ein, daß Sie wünschen, sich daraus zu ziehen, aber mich wundert, daß Sie sich deshalb an mich wenden. Ich kann nichts dazu thun, Sie allein können es. Wenn Sie durch Ihr Betragen die Holländer überzeugen, daß Sie auf meine Eingebung handeln, daß alle Ihre Schritte, alle Ihre Gesinnungen, mit den meinigen in Einklang stehen, dann werden Sie geliebt und geachtet werden, und den festen Stand gewinnen, den Sie brauchen, um Hollands Verfassung neu zu begründen. Jene Täuschung erhält Sie noch ein wenig. Ihre Reise nach Paris, Ihre und der Königin Rückkehr, und andere abgeleitete Gründe, geben Ihrem Volke die Vermuthung, es sei noch möglich, daß Sie in mein System eingehen, und sich mit mir vereinigen, aber Sie allein können diese Hoffnungen bekräftigen und jeden Zweifel dagegen entfernen. Jede Ihrer Handlungen wird von Ihren dicken Holländern berechnet, wie sie ein Kredit- und Handelsgeschäft berechnen, und sie wissen also, woran sie sich zu halten haben. Wenn freundschaftliche Gesinnungen gegen Frankreich und gegen mich, einen Anspruch auf eine ungünstige Aufnahme an Ihrem Hofe geben, so wird ganz Holland es gewahr werden, ganz Holland aufathmen, ganz Holland sich in einer natürlichen Stellung finden. Das hängt allein von Ihnen ab. Seit Ihrer Rückkehr haben Sie nichts dafür gethan. Wollen Sie wissen, was der Erfolg Ihres Betragens sein wird? Ihre Unterthanen, hin- und hergeworfen zwischen Frankreich und England, ohne zu wissen, welcher Hoffnung sie sich

überlassen, welche Wünsche sie hegen sollen, werden sich Frankreich in die Arme werfen, und laut die Einverleibung fodern, als letzte Zuflucht gegen alle diese Ungewißheit und dieses seltsame Betragen. Ihre Regierung will väterlich sein und ist nur schwach. Ich habe in Brabant und Zeland die Verwaltung ohne allen Zusammenhang gefunden. Selbst in Zeland, wo alles holländisch ist, sind die Bewohner damit zufrieden, einem großen Reiche anzugehören, und von einem Schwanken los zu sein, das diesem Volke unbegreiflich ist. Glauben Sie, der Brief, den Sie an Mollerus schreiben ließen, und die Versicherung Ihrer Gewogenheit, die Sie ihm im Augenblicke seiner Absetzung geben, werden Ihnen Achtung im Lande verschaffen? Machen Sie sich von Ihrer Täuschung los. Jedermann weiß es, ohne mich giebt es kein Ansehn, ohne mich sind Sie nichts. Wenn also das Beispiel, das Sie in Paris vor Augen hatten, wenn die Kenntniß meines Charakters, der mich immer gerade auf mein Ziel losgehen heißt, ohne mich durch irgend eine Rücksicht aufhalten zu lassen, Sie nicht umgewandelt, Sie nicht aufgeklärt haben, was bleibt mir da übrig! Da ich die Schiffahrt auf der Maas und dem Rheine bis zum Ausflusse dieser Ströme habe, so kann ich Holland entbehren, aber Holland kann meinen Schutz nicht entbehren. Wenn es, einem meiner Brüder unterworfen, und nur allein von mir sein Heil erwartend, nicht in ihm mein Bild erblickt, wenn es nicht, wo Sie reden, mich zu hören meint, so zerstören Sie alles Vertrauen auf Ihre Verwaltung, Sie zerbrechen selbst Ihr Zepter. Glauben Sie mir, niemand läßt sich täuschen. Wollen Sie auf dem Wege einer guten Politik fortgehen,

so lieben Sie Frankreich, lieben Sie meinen Ruhm; dieß ist die einzige Art, dem Könige von Holland nützlich zu seyn. Unter einem Könige haben die Holländer die Vortheile einer freien Regierung verloren. Sie waren ihnen ein Hafen; aber diesen Hafen haben Sie muthwillig zerstört und ihn mit verborgenen Klippen angefüllt."

„Wissen Sie, warum Sie Hollands Hafen waren? Weil Sie die Bürgschaft einer ewigen Vereinigung mit Frankreich, das Band einer Gemeinschaft der Interessen mit mir waren; und Holland, durch Sie ein Theil meines Reiches geworden, war mir auch eine werthe Provinz, weil ich ihm einen Fürsten gegeben hatte, der fast mein Sohn war. Wären Sie gewesen, was Sie sein sollten, so würde ich so viel Antheil an Holland als an Frankreich nehmen; sein Gedeihen würde mir eben so sehr am Herzen liegen, als Frankreichs Wohlfahrt, und wahrlich, als ich Sie auf den Thron von Holland setzte, glaubte ich einen französischen Bürger zu erheben, dem Frankreichs Größe eben theuer wäre als mir, der eben so eifersüchtig als ich an allen Angelegenheiten des Mutterlandes Theil nähme. Hätten Sie Ihr Betragen so eingerichtet, so würden Sie jetzt über 6 Millionen Menschen herrschen; ich würde Hollands Thron als ein Fußgestelle betrachtet haben, worauf ich Hamburg, Osnabrück und einen Theil von Nord-Deutschland gelegt hätte, denn daraus wäre der Kern eines Volkes entstanden, der den deutschen Geist immer mehr würde ausgetrieben haben, was der erste Zweck meiner Politik ist. Aber statt sich so zu betragen, haben Sie einen ganz entgegen gesetzten Weg genommen; ich sah mich gezwungen, Ihnen Frank-

reich zu verschließen und mich eines Theils von Ihrem Lande zu bemächtigen."

„Sie sagen kein Wort unter Ihren Räthen, Sie vertrauen Niemanden etwas an, das nicht bekannt würde, das nicht gegen Sie ausschlüge und Sie vernichtete; denn Sie sind in den Augen der Holländer doch weiter nichts als ein Franzose, der erst vier Jahre unter ihnen ist; sie sehen nur mich in Ihnen, nur den Vortheil, sich gegen untergeordnete Diebe und Aufwiegler geschützt zu finden, von welchen sie seit der Eroberung gequält wurden. Wenn Sie sich als ein schlechter Franzose zeigen, so sind Sie ihnen weniger, als ein Prinz von Oranien, dessen Hause sie ihren Rang als Volk, und eine lange Reihe glücklicher und ruhmvoller Jahre verdanken. Es ist Holland klar geworden, daß es durch Ihre Entfremdung von Frankreich verloren hat, was es weder unter Schimmelpennink, noch unter einem Fürsten von Oranien verloren haben würde. Seien Sie zuerst Franzose und Bruder des Kaisers, und dann werden Sie gewiß auf dem Wege sein, Hollands Vortheil zu fördern. Aber wozu das Alles? Das Loos ist geworfen; Sie sind nicht zu bessern. Schon wollen Sie die wenigen Franzosen wegjagen, die noch bei Ihnen sind. Nicht mit gutem Rathe, nicht mit Gutachten, nicht mit Zuneigung muß man sich Ihnen nahen, sondern mit Drohung und Gewalt. Was bedeuten die Gebete und die geheimnißvollen Fasten, die Sie anordnen? Ludwig, Sie wollen nicht lange regieren; alle Ihre Handlungen verrathen, besser als Ihre vertrauten Briefe, die Gesinnungen Ihres Herzens. Hören Sie einen Mann, der es besser versteht als Sie. Kommen Sie von Ihrem falschen Wege zurück, sein Sie aufrichtig ein

guter Franzose, oder Ihr Volk wird Sie fortjagen und Sie werden aus dem Lande gehen, ausgelacht und bemitleidet von den Holländern. Mit Vernunft und Politik regiert man Staaten, nicht mit scharfen, verdorbenen Säften.

Ihr wohlgeneigter Bruder
Napoleon.

Ostende, am 20sten Mai 1810.

So wird endlich offen gestanden, was man fünf Jahre lang so schmerzlich geahnet hatte. Der Beweggrund so vieler Kränkungen und Ungerechtigkeiten wird ausdrücklich gestanden. Der König fühlte nach dem Empfange dieses Briefes, daß keine Aussöhnung mehr zu hoffen war; aber er machte alle Vorbereitungen, damit wenigstens sein Sohn ihn ersetzen könne. Es ließ sich nicht mehr bezweifeln, daß die französische Regierung den König von Holland nicht mehr wollte, aber er war der festen Meinung, daß sie einen minderjährigen König wollte, der nach der Verfassung unter Frankreichs Vormundschaft stehen mußte; da unter diesen Verhältnissen für die Holländer nichts als Hoffnung und der Volksname übrig blieb, während Frankreich alles erhielt, was der Kaiser leidenschaftlich wünschte, Macht und Obergewalt in Holland.

Der König wollte seinen Sohn einem ausgezeichneten Manne in Frankreich zum voraus anvertrauen, damit der Knabe und die Königin, wenn er sich zur Abdankung gezwungen sähe, eine Stütze und einen sichern Führer fänden. Er wählte den Herrn von Bonald (!!) den er bloß dem Rufe nach kannte, und bat ihn, die Erziehung seines Sohnes zu übernehmen. Bonald lehnte den Antrag ab.

Um diese Zeit vermehrte ein anderer Vorfall die Spannung.

Ein holländischer Kutscher im Dienste des französischen Gesandten mußte einen Zank auf der Straße anfangen, aber während er mit einem Bürger Händel hatte, kam die Schloßwache dazu und jagte sie aus einander. Der Gesandte beschwerte sich lebhaft, man habe seine Livree beschimpft. Aus den gerichtlichen Untersuchungen ergab sich, daß der Streit nur Verstellung gewesen war. Als der Gesandte auf Genugthuung bestand, wollte das Gericht den Kutscher abhören, aber kaum merkte man, daß die nöthigen Maßregeln zur Erforschung der Wahrheit getroffen wurden, als man den Kutscher nach Frankreich schickte. Dieß war die Veranlassung zu folgendem Briefe des Kaisers an den König:

„Mein Bruder. In dem Augenblicke, wo Sie mir die schönsten Betheuerungen machen, vernehme ich, daß man die Leute meines Gesandten mißhandelt. Ich will, daß diejenigen, die sich so sehr gegen mich vergangen haben, mir ausgeliefert werden, damit die Rache, die ich nehmen will, zum abschreckenden Beispiel diene. Der Herr Serrurier (der französische Geschäftsträger, den der König nach seiner Rückkehr ein wenig kalt aufgenommen hatte) hat mir von Ihrem Betragen gegen ihn bei der öffentlichen Audienz Meldung gemacht. Ich erkläre Ihnen also, daß ich keinen holländischen Gesandten mehr in Paris haben will. Der Admiral Verhuel hat Befehl, in 24 Stunden abzureisen. Ich kann Ihre Redensarten und Betheuerungen nicht mehr brauchen, ich muß endlich wissen, ob Sie Holland unglücklich machen und durch Ihre Thorheiten den Untergang des Landes herbei führen wollen. Ich will nicht, daß Sie einen Gesandten nach Oestreich senden. Eben so wenig will ich, daß Sie die Franzosen in Ihren Diensten fortschicken. Ich habe meinen Gesandten zurück gerufen, und werde nur einen Geschäftsträger in

Holland halten. Der Herr Serrurier, der in dieser Eigenschaft da bleibt, wird Ihnen meine Willensmeinung mittheilen. Ich will einen Gesandten nicht länger Ihren Beleidigungen aussetzen. Sehr natürlich, daß Sie den Rathschlägen des russischen Gesandten folgen, sein Herr hat Sie ja auf den Thron gesetzt! Schreiben Sie mir nichts mehr von Ihren gewöhnlichen Redensarten; ich habe sie drei Jahre anhören müssen, und jeder Augenblick beweiset mir, daß sie falsch sind.

Lille, am 23sten Mai 1810. Napoleon."

„Dieß ist der letzte Brief, den ich in meinem Leben an Sie schreibe."

Im Anfange des Junius verließ der französische Gesandte Amsterdam. Der Augenblick der Entscheidung nahte. Vom 1. Junius an rückten die französischen Zollbeamten Amsterdam näher, um die Blokadegesetze in Vollziehung zu bringen. Sie versuchten mehrmals, sich in der Hauptstadt und an den Ufern des Zuydersee festzusetzen, wurden aber immer abgewiesen, weil es gegen den Inhalt des Vertrages war. Frankreichs Beschwerden nahmen zu. Die Zahl der französischen Truppen in Utrecht stieg von Tage zu Tage. Amsterdam war eingeschlossen. In der Mitte des Junius kam die Nachricht, daß das französische Hauptquartier nach Rotterdam verlegt werde, und Zollbeamten, von Truppen unterstützt, gegen die Hauptstadt rückten. Der König verlangte mit Lebhaftigkeit eine Erklärung vom französischen Geschäftsträger Serrurier. Dieser antwortete am 16. Junius dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten: „Der Kaiser habe ihm aufgetragen, zu erklären, daß er nicht die Absicht habe, eine Besatzung nach Amsterdam zu legen, und nicht daran denke, die Hauptstadt zu besetzen; daß man aber die mindeste Kriegsrüstung in Holland als eine Beleidigung Frankreichs ansehen werde." Am Ende der Zuschrift drang er nochmals auf Genugthuung für die, dem Gesandten widerfahrene Beleidigung. Der Justiz- und Polizei-Minister erließ darauf am folgenden Tage

eine öffentliche Bekanntmachung, worin demjenigen, der die unbekannten Urheber einer Beleidigung, die, nach den amtlichen Mittheilungen der französischen Gesandtschaft, einem Dienstboten in der Livree des Gesandten widerfahren sei, entdecken würde, eine ansehnliche Belohnung versprochen ward.

Es war nicht mehr zu ertragen. Die Gesetze und Verordnungen des Landes, die Holländische Uniform, Kokarde und Fahne wurden von den französischen Kriegsbehörden gemißachtet und beleidigt. Die Seeleute, das Volk, die Soldaten, alle waren aufs höchste erbittert, alles war zu verzweiflungsvoller Gegenwehr bereit, und der Brand wartete nur auf den zündenden Funken.

Statt den Ausbruch zu verhüten, schien man alles zu thun, ihn zu befördern. Am 29sten Junius drang man von Neuem darauf, Amsterdam zu besetzen und das Hauptquartier des französischen Generals dahin zu verlegen, ungeachtet der Versicherung, die der Geschäftsträger Serrurier erst am 16ten Junius gegeben hatte. Der König war damahls in Harlem, das heißt auf dem rechten Flügel der Vertheidigungslinie von Amsterdam, wo er die Kriegsunternehmungen auf der Seite von Nordholland und am Harlemer Meer leiten und seine Verbindungen mit dem Helder unterhalten konnte.

Sein Sohn war bei ihm. Sein Unwille war aufs Höchste gestiegen. Er entschloß sich, Amsterdam aufs Aeusserste zu vertheidigen, den Franzosen in seinen Diensten es frei zu stellen, ob sie weggehen, oder bleiben wollten, den Orden der Ehrenlegion anzulegen und das ganze Volk zu den Waffen zu rufen. In dieser bedenklichen Lage, wo er so sehr des Beistandes zuverlässiger Männer bedurfte, wollte Roell, unter dem Vorwande, die Bäder zu

besuchen, ihn durchaus verlassen, und er war so schwach, es zu bewilligen. Der Admiral Verhuel, der unter einem nichtigen Vorwande *) von Paris zurückgekommen war, und den der König mit einer letzten Botschaft wieder dahin absenden wollte, ging auf sein Landgut in Geldern. Das Heer, die Seemacht, das Volk, alles war einmüthig, besonders der Admiral Lemmers und der Minister Krayenhoff, dem der König nach seiner Rückkehr die Aufsicht über das Deichwesen aufgetragen hatte.

Er versuchte noch das letzte Mittel, und schickte den Hrn. Valkenaer, einen sehr klugen, unterrichteten und thätigen Mann, nach Paris, mit der Vollmacht, die völlige Besetzung Hollands zu verhüten.

Er war der Soldaten und des Volkes gewiß, und wollte nun auch die Gesinnungen der Anführer erforschen; aber wie groß war sein Erstaunen, als in diesem Augenblicke seine Marschälle, Dumonceau und de Winter, vor ihm erschienen, und ihm ehrerbietig, aber nachdrücklich vorstellten, daß die Vertheidigung von Amsterdam unnütz und von kurzer Dauer sein würde. Er antwortete ihnen bloß, er habe gehofft, auf sie rechnen zu können, und es passe nicht für Krieger und Marschälle, eine solche Meinung zu äußern. Die übrigen, besonders die königliche Garde, der General Millet, ein Schweizer, der tapfere General Sels u. a. waren sehr entschieden für ihr Vaterland und ihre Pflichten.

Er sah aus seiner Wohnung in Harlem, das unermeßliche Amsterdam in der Niederung zwischen zwei Mee-

*) Aber er hatte ja den Befehl zur Abreise erhalten, wie wir oben gehört haben? D. Ueb.

ren, das man überschwemmen mußte, um es zu verthei- digen, auf der andern Seite sah er seinen sechsjährigen Sohn, dessen zuversichtliche lachende Miene an der Seite seines bewegten Vaters, eine unnütze Gegenwehr zu miß- billigen schien.

„Ich werde rühmlich unterliegen, sprach er zu sich selbst, aber es wird auch nichts übrig bleiben von meiner kurzdauernden Herrschaft, und mein Sohn, der eines Ta- ges Holland wieder aufrichten und meine Entwürfe aus- führen könnte, wird alles auf einmal verlieren, wie so viele tausend Familien, welche, ruhig in diesem Augen- blicke, den drohenden Sturm nicht ahnen und ganz auf denjenigen vertrauen, der sie zu bewachen verpflichtet ist."

Er fühlte jedoch, daß der Wahlspruch des hol- ländischen Ordens: Thue recht und scheue Nie- mand — ihn auf seine Pflicht verwies. Er berief seine Minister, und zu seinem großen Erstaunen wa- ren sie alle gegen die Vertheidigung. Reuvens (Staats- rath) wollte sogar, der König solle nach der Besezung von Amsterdam daselbst, gleichsam unter dem französischen Ge- neral, bleiben. „Das ist zuviel, sprach der König; dieß befestigt meinen Entschluß. Ich will den Kaiser so in die Enge treiben, daß er seine Gesinnungen entdecken, und vor den Augen von Europa und Frankreich das Ge- heimniß seiner seit fünf Jahren gegen Holland und mich beobachteten Politik offenbaren muß. Ich setze meinen Sohn an meine Stelle. Sind alle Beschwerden gegen mich und meine Regierung wahrhaft, so wird er meinen Sohn anerkennen, der ihm volle Freiheit lassen wird, al- les was er will, in Beziehung auf den Handel und auf England, zu thun, da nach der Verfassung, wenn ich von

der Herrschaft entfernt bin, ihm die Verwaltung rechtmäßig zusteht. Benutzt er aber meine Abdankung, um sich Hollands zu bemächtigen, so wird es allen Franzosen unwiderleglich dargethan sein, daß alle seine Beschuldigungen nichts als gesuchte Vorwände sind, und daß man dahin kommen wollte. Weder das Eroberungsrecht, noch eine Abtretung, oder irgend eine Unterwerfung wird dann der gewaltsamen Besitznahme irgend einen Schatten von Rechtmäßigkeit geben, und ich darf nicht mehr fürchten, daß man sich meines Nahmens bediene, um sich des Landes mit einem Scheine von Recht zu bemächtigen."

Er ließ seine Minister allein berathschlagen und entfernte sich mit den Worten: „Nur ein Entschluß ist besser, Vertheidigung bis aufs Aeußerste. Sagen Sie mir ihre Meinung; ich lasse Sie allein, damit Sie freier erwägen können." Nach einer langen Sitzung brachten sie ihm den Schluß ihrer Berathungen: Abdankung zu Gunsten seiner beiden Kinder.

Der König schrieb mit eigener Hand eine Botschaft an die gesetzgebende Versammlung; aber sie war heftig und nachdrücklich, eine Geschichte aller Beschwerden Hollands, die das Volk und Frankreich über alle Ungerechtigkeiten, deren Opfer der König war, aufklären, aber auch den Kaiser erbittern und ihn verleiten konnte, das Recht des jungen Königs zu mißachten. Es ward eine andre aufgesetzt, die er gleichfalls selbst entwarf, so wie die Abdankungsurkunde und den Aufruf an die Holländer. Diese Urkunden sind bekannt. *) Alle waren am 1. Julius ausgestellt. Am folgenden

*) S. die Botschaft in: Merkwürdige Urkunden, die Abdankung des Königs von Holland betreffend. Mit einer geschichtlichen Einleitung. Von Fr. Buchholz. Deutschland 1813.

Tage machte der Minister des Innern den Bewohnern von Amsterdam bekannt, daß die Franzosen am 4. Julius einrücken sollten, und empfahl ihnen, sie gut aufzunehmen.

Am 1sten Julius, als der König in Harlem war, und bereits seinen Entschluß gefaßt hatte, sah er zwei französische Regimenter vom Helder gegen Harlem zurückkehren. Sie wollten in die Stadt kommen, ließen sich jedoch am Ende gefallen, daß man sie in die benachbarten Dörfer legte. Den Grund, den der Anführer angab, nach dem Haag zurückzukehren, mußte der König für einen bloßen Vorwand halten, und er glaubte, der französische Befehlshaber habe absichtlich diese Anordnung getroffen, als ihm bekannt geworden sei, daß sich der König mit der Garde in Harlem befinde. Aber alles war entschieden; daher sah der König ohne Erstaunen, wiewohl mit Unwillen, diese Versuche. Er mußte fürchten, daß man ihn verhaften und ihn hindern würde, sich der Gewalt des Kaisers zu entziehen, was dann nothwendig einen scheinbaren Beweggrund gegeben hätte, den Kronprinzen nicht anzuerkennen. Wie könnte es geschehen, so lange der König lebt und zugegen ist? würde man nicht ohne einen anscheinenden Grund gesagt haben. Ueberdieß würde man, wenn man den König in Händen gehabt hätte, eben dadurch ein Mittel besessen haben, die Abdankung und alle später etwa von ihm ausgestellte Urkunden nicht anzuerkennen. Wer hätte die Gewalt hindern wollen, jede beliebige Lüge bekannt zu machen? Wie wollte man sich gegen Verläumdungen verwahren? Es war nicht leicht, den französischen Beamten, die auf ihrer Hut waren, zu entwischen, aber es gelang.

Er reisete in der Nacht vom 1sten Julius von Harlem ab. Sein Garde-Kapitain, der General Travers, und der Admiral Bloys van Treslong, begleiteten ihn. Er hatte diese beiden Männer gewählt, weil er das meiste Vertrauen zu ihnen hatte. Er war in einem einfachen Reisewagen und eilte so sehr, daß die französischen Behörden, die sich auf dem Wege befanden, den er nehmen mußte, um nach Böhmen zu kommen, nicht eher etwas davon erfuhren, bis er schon in Teplitz war.

Gleich nach seiner Abreise eröffnete die gesetzgebende Versammlung ihre außerordentliche Sitzung. Die Minister traten als Regentschaftsrath zusammen. Der Kronprinz ward von der gesetzgebenden Versammlung anerkannt. Dem Kaiser Napoleon hatte der König vor seiner Abreise in kalten, aber nicht beleidigenden, Ausdrücken Nachricht von seinem Schritte gegeben. In einem Schreiben machte er auch die europäischen Höfe mit den Beweggründen und Bedingungen seiner Abdankung bekannt. Von Osnabrück aus schrieb er, mit dem nach Petersburg abreisenden Gesandtschaftsrath aus Amsterdam, einen besondern Brief an den Kaiser Alexander.

Es waren alle Vorsichtsmaßregeln getroffen und alle nöthigen Schritte gethan, um den Kaiser zu vermögen, wenigstens den unmündigen König zu schonen; aber vergebens. Der Kaiser ließ den jungen König durch einen Adjutanten holen, und räumte ihm und dem jüngern Bruder desselben einen Pavillon im Park zu St. Cloud ein. Einige Tage nachher sprach er folgende Worte zu ihm: „Komm mein Sohn, ich will Dein Vater sein; Du sollst „nichts dabei verlieren. Das Betragen Deines Vaters betrübt „mein Herz; seine Krankheit allein kann ihn entschuldi„gen. Wenn Du einst erwachsen bist, wirst Du seine und „Deine Schuld bezahlen. Vergiß nie, in welche Lage

„meine Politik und das Interesse meines Reiches Dich „auch setzen möge, daß Deine ersten Pflichten mir gehö„ren, Deine zweiten Frankreich, alle Deine übrigen Pflich„ten, selbst gegen die Völker, die ich Dir anvertrauen „könnte, kommen erst nach jenen."

Solche Grundsätze bedürfen keiner Antwort. Was von des Königs Gesundheitszustand gesagt wird, war eine ungerechte und grausame Behauptung. Zu jener Zeit galt es freilich für ein großes Zeichen von Narrheit, einer Krone lieber zu entsagen, als das gezwungene Werkzeug des Bösen zu sein!

Entschlossen, sich in ein neutrales Land zu begeben, konnte er nur Amerika, die Schweiz oder Oestreich wählen. Rußland war zu kalt, Preußen zu abhängig, und eben so der Rheinbund. Denn so wie es sein Grundsatz war, nicht in einem feindlichen Lande zu wohnen, und sich weder zu den Feinden seines Vaterlandes, noch zu den Gegnern seiner Familie zu gesellen, so lag ihm eben so viel daran, nicht unter dem mittelbaren Einfluße der Macht zu leben, die ihn gezwungen hatte, sein Land und den Thron zu verlassen, und seine Gegenwart als Ermächtigung zur Besitznahme von Holland hätte geltend machen, wenigstens ihn hindern können, seine Rechte zu verwahren, wenn sich die Möglichkeit dazu gezeigt hätte. Sein Aufenthalt unter dem Schutze der französischen Regierung würde eine Art von stillschweigender Einwilligung gewesen sein, wie seine freiwillige Verbannung aus Frankreich ein fortdauernder Widerspruch war. Er hatte über-

dieß noch einen andern Beweggrund, den die neuere Politik nur zu sehr rechtfertigte, die Besorgniß, daß man in seiner Gegenwart und unter seinen Nahmen, Urkunden erfinden und bekannt machen könne, um die Eroberung von Holland zu bekräftigen.

Amerika gefiel ihm vor allen; aber wenn er sich dahin begab, raubte er sich die Möglichkeit, die Umstände zu benutzen, welche bei einer Wendung der Dinge in Europa ihm wieder den Weg nach Holland öffnen konnten; er gerieth in Gefahr, von den Engländern gefangen zu werden, was er durchaus vermeiden wollte, und überdieß war zu jener Zeit Frankreichs Einfluß größer als je in Amerika. Aus derselben Ursache mied er die Schweiz. Er kam den 9ten Julius zu Teplitz an. Mit seiner Abdankung hatte er den Nahmen eines Grafen von St. Leu angenommen, von seinem kleinen Landgute bei Paris. Schon früher war er unter diesem Nahmen gereiset, und bewies durch dessen Annahme, daß er nicht gemeint war, Frankreich zu verläugnen. Hätte man seinen Sohn anerkannt, so würde er nach Frankreich zurückgekehrt sein, sobald seines Bruders Leidenschaften und ungerechter Zorn besänftigt gewesen wären; wenn man hingegen dieses wichtigen Umstandes sich bediente, Holland an sich zu reißen, so mußte er sich entschließen, in Oestreich zu bleiben, um dir Gelegenheit zu erwarten, sich in Rom niederzulassen, wie der Papst, dessen Beherrscher, die natürliche Zuflucht christlicher Fürsten ist.

Gleich nach seiner Ankunft in Teplitz schrieb er an den Kaiser von Oestreich, in dessen Lande er seinen Aufenthalt zu nehmen wünschte. Er schrieb gleichfalls an die französischen Gesandten in Wien und Dresden, Otto und Bourgoing, und erklärte Beiden,

er habe sich nach Oestreich begeben, um unabhängig vom Kaiser Napoleon, nicht aber um dessen Feind zu sein. Beide Gesandten baten ihn vergeblich, den Aufenthalt im Auslande nicht fortzusetzen.

Am Ende des Julius erfuhr er mit lebhaftem Unwillen, daß der Kaiser Napoleon Holland förmlich in Besitz genommen habe. Er setzte am 1. August eine Protestation auf, die im Julius des folgenden Jahres dem Kaiser von Oestreich, und im Februar des Jahres 1812 dem Kaiser von Rußland mitgetheilt wurde. Sie lautete also:

„Die Ereignisse, die mich gezwungen haben, die Krone dem Kronprinzen abzutreten, sind den Fürsten, mit welchen ich in Verbindung gewesen bin, ziemlich bekannt. Nach einiger Zeit aber erst werden die nähern Umstände davon enthüllt werden können. Da ich in den Staaten Sr. Maj. des Kaisers und Königs Franz II. (I.) Zuflucht gefunden, wollte ich mir Stillschweigen auflegen, allein ich bin gezwungen, es jetzt zu brechen, da ich in den Zeitungen die Verfügung vom 9ten Julius lese. Ich bin dazu gezwungen, um das Interesse meines Landes nicht zu vernachlässigen, um mich zu rechtfertigen, und spreche im Namen des jungen Königs, der jetzt unmündig ist, aber vor Erreichung seiner Volljährigkeit nicht die Rechte verlieren soll, die Gott und das Volk ihm auf die Krone gegeben haben."

„Die gegenwärtigen Umstände, welche die Bekanntmachung irgend einer Schrift oder Urkunde, ohne Einwilligung des Kaisers, meines Bruders, unmöglich machen, der Zustand der Ungewißheit und Abgeschiedenheit, worin ich lebe, umgeben von nicht erprobten Menschen, alles dieß macht die Uebersendung und Bekanntmachung dieser Urkunde schwierig; aber die Gesinnungen des Kaisers Franz und des Kaisers Alexander geben mir die Hoffnung,

daß ich einst Gelegenheit finden werde, sie ihnen auf sicheren Wege zuzustellen, und dadurch dem Volke und meinem Sohne das Mittel zu geben, ihre Rechte geltend zu machen und mein Andenken zu rechtfertigen, sobald die Umstände es erlauben."

„Die Verfassung, bei welcher der Kaiser, mein Bruder, die Gewähr übernommen hat, gab mir das Recht, zu Gunsten meiner Kinder abzudanken. Die Abdankung hat auf die von der Verfassung vorgeschriebene Art und Weise statt gefunden."

„Der Kaiser hatte kein Recht, Holland den Krieg zu erklären und er hat es nicht gethan."

„Es giebt nicht irgend eine Urkunde, irgend eine Bestimmung, irgend ein Verlangen des holländischen Volkes, wodurch die vermeintliche Einverleibung rechtmäßig werden könnte. Meine Abdankung erledigt den Thron nicht, ich habe nur zu Gunsten meiner Kinder abgedankt."

„Da diese Abdankung Holland auf zwölf Jahre unter eine Regentschaft bringt, das heißt, unter den mittelbaren Einfluß des Kaisers, wie es die Verfassung bestimmt, so bedurfte er jener Vereinigung auf keine Weise, um seinen Willen gegen den Handel und gegen England im ganzen Umfange ausführen zu lassen, weil eben durch jenen Umstand nur sein Wille allein in Holland galt."

„Diesem lezten Grunde zufolge, ist es also in den Augen der Welt, in den Augen der mit Frankreich und Holland in Frieden lebenden Fürsten, in den Augen aller Franzosen erwiesen, daß die Streitigkeiten, Vorwürfe und Beschuldigungen, die so oft in den Zeitungen und amtlichen Schriften gegen Holland und mich wiederholt wurden, nur Verläumdungen und Vorwände sind, um zu der

Einverleibung schreiten zu können. Wäre dieß nicht seit langer Zeit der Zweck der, gegen den König von Holland beobachteten Politik gewesen, so würde man seine Abdankung genehmigt haben, die dem Kaiser das Mittel gab, über Holland ohne Schwierigkeit eine unbedingte Gewalt auszuüben, da die Verfassung ihm das Recht zur Ernennung des Regenten gab. So hat man sich also nicht gescheuet, den Namen des Kaisers, den Namen seines Bruders, als ein Werkzeug der Treulosigkeit und des Verderbens gegen ein ganzes Volk zu gebrauchen! So ist demnach erwiesen, daß der König, wider seinen Willen, als ein Uebergang zur Vereinigung dienen sollte, wie der Groß-Pensionär als Uebergang zur Monarchie gedient hat."

„Aber ich habe den Thron bestiegen, ohne andere Bedingungen, als solche, die mein Gewissen, meine Pflichten, der Vortheil und die Wohlfahrt meines Volkes mir vorschrieben. Ich erkläre daher vor Gott und den unabhängigen Fürsten, an welche ich mich wende:

1) daß der am 16ten März 1810 vorgeschriebene Vergleich, welcher Gelegenheit gegeben hat, die Provinzen Brabant und Zeland von Holland zu trennen, nur gezwungen angenommen, und nur bedingungsweise von mir zu Paris genehmigt wurde, wo man mich gegen meinen Willen aufhielt, und daß derselbe überdieß von Seiten des Kaisers, meines Bruders, nie vollzogen worden ist. Statt der sechstausend Franzosen, die ich nach dem Vertrage unterhalten sollte, wurde die Zahl mehr als verdoppelt; statt nur die Flußmündungen und Küsten zu besetzen, sind die französischen Zollbeamten auch in das Innere des Landes eingedrungen; statt sich nur mit den,

die Blokade Englands betreffenden Maßregeln zu befassen, hat man sich der Magazine des Staats bemächtigt und die Holländer willkührlich verhaftet, und endlich hat man keine der mündlichen Versprechungen erfüllt, die der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Cadore, im Namen des Kaisers ablegte, Entschädigung für die durch den obgedachten Vertrag abgetretenen Länder zu geben, und die Vollziehung desselben zu mildern, wenn der König sich gänzlich auf den Kaiser verlassen wolle. Ich erkläre demnach in meinem eigenen Namen, so wie im Namen der Nation und meines Sohnes, den am 16ten März 1810 vom Kaiser vorgeschriebenen Vertrag, für null und nichtig.

2) Ich erkläre, daß meine Abdankung nur in der äußersten Noth statt gefunden hat, und ich durch den Kaiser, meinen Bruder, gezwungen ward, diesen einzigen Entschluß zu ergreifen, der mir übrig blieb, die Rechte Hollands und meiner Kinder zu retten, und daß sie nur zu Gunsten dieser statt gehabt hat und haben kann.

3) In meinem Namen, und Namens des minderjährigen Königs und der holländischen Nation, erkläre ich die vermeintliche Vereinigung Hollands mit Frankreich, deren in der Verordnung des Kaisers, meines Bruders, vom 9ten Julius dieses Jahres gedacht wird, für null und nichtig, ungesetzlich, ungerecht und willkührlich in den Augen Gottes und der Menschen, deren Rechte sie verletzt; wobei die Nation und der minderjährige König sich vorbehalten, ihre gerechten Ansprüche geltend zu machen, so bald die Umstände es erlauben werden."

„Gegeben zu Teplitz in Böhmen, und vorstehende Urkunde eigenhändig geschrieben und unterzeichnet und mit dem Staatssiegel bedruckt, am 1sten August 1810.

Ludwig Napoleon."

Die beiden Begleiter, die der König aus vielen andern Männern, welche sein Vertrauen, seine Achtung und Zuneigung in hohem Grade genossen, zu seinen Begleitern gewählt hatte, verließen ihn nach einiger Zeit; der Franzose Travers, den er erhoben und zum Baron gemacht hatte, ward während der Verbannung durch sein Benehmen unerträglich und ließ sich in Frankreich anstellen; den Admiral Bloys bewog seine Frau, nach Holland zurück zu kehren. Es sei möglich, meint Ludwig, daß sie sich von geheimen Ränken hätten verführen lassen, die man anzettelte, um ihn in gänzliche Abgeschiedenheit zu bringen, weil man ihn dadurch zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen hoffte. Ludwig war nun ganz verlassen im Auslande, dem Argwohne und der Feindschaft der Gegner Frankreichs und seines Bruders ausgesetzt. Unter diesen Umständen kam plötzlich der Ritter de Cazes, Beisitzer des Gerichtshofes zu Paris, früher sein Kabinets-Sekretär und damals Geheimschreiber der Mutter Napoleons (der jetzige Herzog de Cazes) plötzlich nach Teplitz, aber er bot vergebens alles auf, ihn zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen. Ludwig ging nach Grätz. Er erhielt einen Brief vom französischen Gesandten in Wien, der ihm in Auftrag des Kaisers meldete: „Da jeder französische Prinz und jedes Mitglied des kaiserlichen Hauses verbunden sei, in Frankreich zu wohnen und sich nicht ohne des Kaisers Erlaubniß entfernen dürfe, so solle der Prinz Ludwig, als französischer Prinz und Großwürdenträger des Reiches, längstens am 15. December zurückkehren, bei Strafe, als ungehorsam gegen die Gesetze des Reiches und das Familienhaupt angesehen und dem gemäß behandelt zu werden." Ludwig begnügte sich, den Empfang des Schreibens zu bescheinigen. Bald nachher machte auch der Ritter de Cazes, der wieder nach Grätz kam, einen zweiten vergeblichen Versuch.

Als ihm gegen Ende des Jahres 1810 durch einen Beschluß des

französischen Senates eine Apanage ausgesetzt wurde, erließ er eine Bekanntmachung, worin er, „da er sammt seinen Kindern für immer an Hollands Schicksal gebunden sei," für sich und die Seinigen jene Bewilligung ausschlug, und sie „für sich, für seine Kinder und deren Mutter null und nichtig" erklärte. Er schickte diese Urkunde in dreifacher Ausfertigung an den Prinzen Cambaceres, an den Staatssekretär der kaiserlichen Familie und an den Präsidenten des Senats. Keiner von ihnen wollte diese Verwahrung bekannt machen, und Ludwig übergab sie daher dem Gouverneur von Grätz, Grafen Bissingen, und schickte sie zugleich versiegelt einem Notar in Amsterdam. Der Königin verbot er in einem besondern Schreiben, irgend eine Bewilligung anzunehmen, und überließ ihr alle seine Besitzungen in Frankreich und Holland.

Zwei Jahre verflossen. Der Kaiser griff Rußland im Junius 1812 an, und bei allem Verlangen nach dem allgemeinen Frieden, suchte er eine neue Quelle des Kriegs und des Unheils. Das Verhängniß werde erfüllt! sprach er, die Gränze Polens überschreitend, indem er an die Zerstörung des russischen Reichs dachte, und seine Siege führten zur Zerstörung des Seinigen!..

Er glaubte sehr politisch zu handeln, als er die Herstellung Polens verweigerte, um Oestreich nicht unzufrieden zu machen, und er verlor dadurch die einzig mögliche Operationsbasis zu einem Angriffe gegen Rußland, er verlor, was allein das Gelingen dieser Unternehmung sichern konnte. Dieser Angriff konnte nur durch die Herstellung Polens und den Einfall der Polen in Rußland gerechtfertigt werden. Das übertriebene Blokadesystem war riesenhaft und unausführbar, und dennoch bestand der Kaiser eigensinnig darauf, sich und seine Verbündeten zu verderben, um sein Wort nicht Lügen zu stra-

fen. . . . Man würde sich irren, wenn man die Hauptursache von Napoleons Unfällen anderswo als in dem sogenannten Kontinentalsystem suchte; es ist diese, mathematisch wahre, aber unmöglich vollkommen auszuführende Idee, es ist die große Unsittlichkeit der Blokade und ihrer Folgen, was die Ursache des Aufstandes der Völker und der Unfälle Frankreichs war. Moral, Politik und Religion sind unzertrennlich, oder sollten es wenigstens sein; der Beweis davon ist, daß sie sich um so ähnlicher werden, je mehr sie sich der Vollkommenheit nähern.

Ludwig war tief gebeugt über das Unglück seines Vaterlandes. Er schrieb am 1. Januar 1813 aus Grätz an Napoleon. Ueberzeugt, sagte er, daß es für Frankreich und seinen Bruder keinen gefährlichern Augenblick gebe, würde er seine Pflichten zu verletzen glauben, wenn er nicht dem lebhaften Antriebe seines Herzens folgen wollte. Er zögerte nicht, „dem Lande, wo er geboren war" und dem Kaiser seine Dienste anzubieten.

„Ich gehöre Holland an, setzte er hinzu, dem Sie mich wider meinem Willen gegeben haben; ich habe mein Königreich erst dann verlassen, als ich meiner Lage so sehr widerstanden hatte, als es menschlicher Weise möglich war für einen geborenen Franzosen, für Ihren Bruder. Jetzt haben Holland und die Angelegenheiten des Handels nur eine untergeordnete Wichtigkeit, und es ist vielleicht Ihre Absicht, Ihren Bruder wieder an sich zu ziehen und vielleicht liegt Ihnen etwas daran, sich Hollands durch es selbst zu versichern. Möchten Sie in diesem Falle ein Reich herstellen, das Ihr Werk war, und ich bin bereit, alles aufzubieten, und Frankreich und E. M. in dem großen Kampfe beizustehen, der ohne Zweifel lebhafter als je fortdauern wird."

Napoleon antwortete ihm bald nachher.

„Ich habe es Ihnen schon sagen lassen — hieß es in seinem Briefe — daß Ihre Pflichten gegen mich, das Vaterland und Ihre Kinder Ihnen die Rückkehr nach Frankreich gebieten . . . Kommen Sie ohne Zögerung zurück, und ich werde Sie nicht als ein beleidigter Bruder empfangen, sondern als ein Vater, der Sie erhoben hat. Ihre Ansichten von meiner Lage sind irrig. Ich habe eine Million Menschen auf den Beinen und 200 Millionen in meinen Kisten, um die Unverletztheit des Rheinbundgebietes und die Länder meiner Verbündeten zu schützen, und das Gelingen des Entwurfes zu sichern, den ich zum Glück meiner Völker gemacht habe. Holland ist für immer französisch; es ist ein Ausfluß unseres Gebietes, die Mündung unsrer Ströme, es kann nur mit Frankreich glücklich sein, und das fühlt es wohl."

Im Julius 1813, als von einem Kongresse in Prag, unter Oestreichs Vermittelung, die Rede war, entschloß sich Ludwig, Schritte für Holland zu thun. Er wiederholte seine Verwahrung gegen die Einverleibung und verfocht die, für alle Parteien wichtige Unabhängigkeit und Neutralität Hollands.

Als Oestreich sich rüstete, um sich mit den Verbündeten zu vereinigen, verließ Ludwig das Land, obgleich Kaiser Franz ihn einlud, unter allen Umständen zu bleiben; aber er wollte nicht, daß man in Frankreich glaube, er lebe bei den Feinden seines Vaterlandes. Zu gleicher Zeit erhielt er die Nachricht von den drohenden Fortschritten der Engländer gegen die Pyrenäen.

Es war ihm unmöglich, sich zu verhehlen, daß die Entscheidung für Frankreich furchtbar sein müsse, da mit Oestreich, ohne Spanier und Engländer zu rechnen,

beinahe eine Million Feinde gegen dasselbe gerüstet war. Er glaubte nun, er müsse sich Frankreich und seinem Bruder nähern, es sei der Augenblick gekommen, wo sich beiden die Gelegenheit darbiete, etwas für ihn zu thun, und wo er sich dem Dienste Frankreichs und des Hauses, von welchem das Schicksal Hollands und seiner Kinder abhange, weihen müsse. Er entsagte daher dem Gedanken, sich in die Türkei nach Bosnien, oder Neapel zu begeben, er widerstand allen Anerbietungen, in Oestreich zu bleiben, und reisete nach der Schweiz.

In Ischel, unweit Salzburg, schrieb er am 4. August an seinen Bruder einen Brief, den er an den französischen Gesandten in München beförderte. Er begebe sich, sagte er darin, nach der Schweiz, „damit er von seinem Bruder gerufen werden könne, sobald dieser dazu im Stande zu sein glaube, ohne ihm die Hoffnung zu nehmen, beim allgemeinen Frieden nach Holland zurückkehren zu können, und ohne ihn zu etwas zu verbinden, das seinem Holland geleisteten Eide entgegen sei." Wenn er Frankreich und dem Kaiser je nützlich sein könne, fügte er hinzu, so werde dieser am beßten wissen, „wie dieß für denjenigen seiner Brüder passe, der König von Holland geworden sei."

„Ich bitte Sie, zu bedenken — schloß der Brief — daß ich mich Ihnen nähere, um zu leiden, daß ich es um so lebhafter verlange, je größer die Gefahr wird, daß ich, in der unglücklichen Lage, worein die Ereignisse mich gebracht haben, zwar den Wohlstand meines Hauses nicht mehr habe theilen können, aber den Gefahren, die es bedrohen, nicht ausweichen darf. Mögen diese Gefahren nicht so wirklich sein, als ich es besorge! Aber ich sehe unermeßliche Rüstungen, und sie sind in einer ganz andern Ordnung, in einem andern Geiste, als in frühern

Zeiten. Die ganze Welt seufzt und will Krieg gegen Frankreich. Ich erfülle meine Pflicht gegen Holland, gegen Frankreich und gegen Sie, wenn ich mich allen Dreien nähere, um leichter mit Ihnen in Verbindung kommen zu können. Nie werde ich mir vorwerfen dürfen, daß ich Holland, Frankreich und Ihnen, meine schwachen Bemühungen, von welcher Art sie auch sein können, durch meine Schuld entzogen habe, und diese Ueberzeugung wird mich trösten, was sich auch ereigne."

Er erwartete, als alle seine Versuche fruchtlos waren, den Gang der Ereignisse ruhig in der Schweiz.

Die Folgen der Schlacht bei Leipzig brachten den König von Neapel nach der Schweiz. In Basel hatte sein Schwager eine Zusammenkunft mit ihm. Der König von Neapel begab sich nach Hause, um für seine eigene Erhaltung bemüht zu sein, wenn die Fortdauer der französischen Regierung bedroht werden sollte. Er rieth seinem Schwager, durch den Beistand der Verbündeten nach Holland zurück zu kehren. Dieser antwortete, er werde nie einen solchen Schritt thun, da man Holland die gänzliche Neutralität nicht gestatten wolle, und er, um keinen Thron in der Welt, mit den Waffen gegen sein Land rücken werde. Ist Frankreich glücklich, sagte er, welchen Vorwurf würde ich verdienen, wenn ich dem Königreiche die Feindschaft und die Rache Frankreichs zugezogen hätte. Ist es unglücklich, so werden die Verbündeten immer den Prinzen von Oranien vorziehen.

Nach der Abreise des Königs von Neapel erwog er jedoch reiflicher die sonderbare Lage, worin er sich befand. Er fühlte wohl, der Augenblick sei günstig, um die Rück-

kehr nach Holland zu versuchen, und die französische Regierung könne nichts besseres thun, als ein Land aufgeben, das ihr entging, und einen französischen Fürstenstamm daselbst gründen. Er schickte einen von den Offizieren seiner Garde nach Mainz, mit dem Befehle, den Kaiser dort zu erwarten, und ihm einen Brief zuzustellen, worin er seinen Bruder zu überreden suchte, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei, den einzigen Entschluß zu ergreifen, der für Frankreich in Hinsicht auf Holland noch übrig bleibe.

Da er nicht zweifeln konnte, daß man ihm gern ein Land abtreten werde, das den Verbündeten bald zufallen mußte, und da die drängenden Umstände nicht erlaubten, einen Augenblick zu verlieren, so entschloß er sich, sogleich nach Amsterdam zu reisen, wenn die französische Regierung einwilligte, und den in Paris befindlichen Holländern erlaubte, ihn zu begleiten. Er näherte sich Paris, nachdem er zuvor an die Kaiserin-Regentin und an den Prinzen Cambaceres geschrieben hatte. Nicht wenig aber erstaunte er, als er in Pont-sur-Seine die Nachricht erhielt, daß man ihn in Paris nicht aufnehmen werde. Er ging nach der Schweiz zurück, wo er aus den Briefen des Prinzen Berthier, und des Herzogs von Vicenza und den Aeußerungen des Kaisers gegen den an ihn abgeschickten Offizier, die Meinung seines Bruders entnahm. Diese Antworten waren durchaus einstimmig. „Ich will lieber, daß Holland wieder unter das Haus „Oranien komme, als unter meinen Bruder, sagte Na„poleon. Hat er 100000 Mann mir entgegen zu stellen, „so versuche er, es mir zu nehmen.“

Er erfuhr indeß, daß Holland sich gegen Frankreich erhoben habe, daß es von den französischen Truppen ver-

lassen sei, und die Ortsbehörde von Amsterdam die einstweilige Landesverwaltung übernommen habe, und schickte daher (von Solothurn, am 29sten November 1813) an diese Behörde, so wie an einige Freunde, folgendes Schreiben:

„Die neuen Umstände, worin sich Holland befindet, nöthigen mich, aus meiner Verborgenheit hervorzutreten; sie müssen entweder die Verbindlichkeiten, die mich seit acht Jahren an Ihr Land knüpfen, vervollständigen, oder mich gänzlich davon lösen."

„Um daher die Gesinnungen gegen mich kennen zu lernen, Gesinnungen, die mein künftiges Betragen leiten werden, wende ich mich an Sie, nicht bloß als an die Hauptstadt der vereinigten Provinzen, sondern auch als ihre natürlichen Vertreter, in dem Augenblicke, wo es keine andere allgemeine Vertreter der Nation gibt."

„Als die Vorsehung mich auf den Thron Ihres Landes steigen ließ, ohne daß ich diese Ehre gesucht, oder begehrt hätte, entschloß ich mich nur aus folgenden Gründen dazu: 1) weil der letzte Statthalter gestorben war, ohne je der Statthalterschaft entsagen, und irgend eine Schadloshaltung, oder Ausgleichung dafür annehmen zu wollen; 2) weil dagegen sein Sohn, der Erbprinz, förmlich entsagt, und das Fürstenthum Fulda zur Entschädigung angenommen hatte; 3) weil die Fürsten dieses erlauchten Hauses, welchen Ihr Land so vieles verdankt, doch nicht Beherrscher desselben waren. Endlich glaubte ich, 4) daß die freundschaftlichen Verhältnisse und die Gleichheit der Interessen mit Frankreich mehr als irgend etwas dazu beitragen könnten, den Friedenszustand und die Neutralität herbei zu führen, welche

die erste Grundlage und das erste Ziel der Politik Ihres Landes sind.“

„Nach meiner Thronbesteigung sah ich alsbald, daß ich, um gewissenhaft zu handeln, als Oberhaupt eines unabhängigen Volkes handeln, sein Schild und sein erster Beamter sein und gänzlich vergessen müsse, daß der Zufall den größten Antheil an meiner Erhebung gehabt hatte. Dieß habe ich zu thun gestrebt. Hat die Nation während meiner Regierung gelitten, so hat sie doch nicht so viel gelitten, als sie ohne jenes Streben erduldet haben würde. Ihre Lage seit 1810, Polens, Sachsens und Hamburgs Lage, beweisen es nur zu sehr.“

„Die Jahre 1806, 1807, 1808, 1809 und 1810 waren die mühseligsten, die man in der Geschichte der innern Verwaltung eines Landes nur finden kann. Man glaubte, Holland sei nicht im Stande, drei Monate lang seine drückende Finanznoth auszuhalten, welche durch seine auswärtigen Verbindungen unaufhörlich erhöht wurde, und es widerstand doch fünf Jahre der Blokade zu Lande und zur See, es widerstand bei gezwungenen Rüstungen, bei Hindernissen, Fesseln und Fallstricken aller Art, um eines Mannes willen, der bis dahin Ihrem Lande gänzlich fremd gewesen war, und ganz für sich allein stand mitten unter den Fallstricken der Politik, die seine Führerinn, seine Beschützerinn hätte sein sollen, unter den Fallstricken aller Feinde der neuen Ordnung der Dinge in Holland, und der Feinde Frankreichs. Ich habe alle, Menschen mögliche Anstrengungen gemacht; ich allein weiß, was ich, im Stillen und einsam stehend, für Holland zu thun hatte. Ich habe unaufhörlich und standhaft gekämpft, indem ich unvermeidliche Neuerungen nur mit allen mög-

lichen Zögerungen einführte, und den Zeitpunkt des allgemeinen Friedens, oder einer wirklichen Unabhängigkeit zu gewinnen suchte. Meine Absicht war, zu jener so sehr ersehnten Zeit die frei versammelte Nation zu befragen und ohne Ausnahme alles zu thun, was sie zu ihrer Wohlfahrt nöthig und ersprießlich erachten würde."

„Als ich nach der Landung der Engländer auf Walcheren, mich nach Paris zu begeben genöthigt war, so wie zur Zeit meiner Abdankung, war mein Zweck, der allmächtigen, aber von jedem andern Grunde entblößten, Gewalt zu widerstehen; die Herbeiführung des Entscheidungsaugenblickes für Holland Demjenigen, der die größten Mächte Europa's besiegt hatte, Schritt vor Schritt streitig zu machen; die Rechte des Landes unangetastet zu bewahren, trotz der Ränke und Ansichten derjenigen Holländer, die aus dem Antriebe geheimer Verkehrtheit handelten, und wenn ich weichen müßte, nur allein meinen Kindern zu weichen; ohne Bedenken meine persönlichen Vortheile der Erhaltung der Rechte und der Hoffnungen aufzuopfern, die dem Lande bewahrt wurden durch meine Abdankung und durch die Erhebung eines minderjährigen Königs, den die Verfassung unter die Gewährleistung und fast unter die Regentschaft Frankreichs stellte und dessen Ohnmacht, während eines Zeitraums von dreizehn Jahren, auch den mindesten Vorwand gegen Holland ungültig machte, und endlich auch den König, welchen Frankreich durch seinen Einfluß nur in der Absicht erhoben zu haben schien, daß er ein gezwungenes Werkzeug der Vereinigung werde, der Gewalt zu entziehen."

„Wenn ich, bei der Befolgung eines andern Betragens, wie ich es im Begriffe war zu thun, in Amsterdam als bloße Maschine geblieben wäre, oder wenn wir uns in Kriegszustand gesetzt hätten, so würde Holland das Schicksal Polens, Sachsens oder Hamburgs gehabt haben. Sie würden nicht, wie Sie es jetzt sind, im Stande gewesen sein, von allen ihren mächtigen Nachbarn eine vollkommene Neutralität und Unabhängigkeit zurück zu fordern, und die unvermeidliche Rückkehr leidenschaftlicher Hitze zu vermeiden. Ich konnte Ihrem Lande nicht so nützlich sein, als das Haus Oranien; ein andrer holländischer Fürst, unter demselben Schutze, wäre wenigstens unnütz gewesen, selbst wenn ich mich zu einer Vertheidigung hätte hinreißen lassen, die nur dazu gedient haben würde, ein scheinbares Eroberungsrecht zu geben. Ich durfte und konnte Ihnen nur dadurch nützlich werden, daß ich mich persönlich unabhängig von Frankreich behauptete, aber ohne je Frankreichs Feind zu werden."

„Seit meiner Abdankung habe ich zu Grätz in Oestreich gewohnt, nach einem dreijährigen Aufenthalte aber mich nach der Schweiz begeben: 1) um mich nicht in Kriegszustand mit Frankreich zu setzen, 2) um desto mehr im Stande zu sein, Holland nützlich zu werden, sobald die Umstände es erlaubten."

„Schon im Jahre 1812, nach dem Rückzuge aus Rußland, that ich von Grätz aus alle mir mögliche Schritte, um Hollands Freiheit zu bewirken, aber sie waren aller meiner Bemühungen ungeachtet, fruchtlos."

„Nach meiner Ankunft in der Schweiz, waren kaum drei Monate verflossen, als ich am 27sten October in Ba-

sel den Rückzug der französischen Heere nach dem Rhein und die Räumung Deutschlands erfuhr. Ich sah ein, daß Holland entweder sich gegen Frankreich erheben, oder von den Verbündeten besetzt werden würde."

„Meiner Denkart getreu, welche die Erfahrung nur zu sehr bestätigt hat, wollte ich die günstige Gelegenheit der Herstellung des Gleichgewichtes in Deutschland und der bevorstehenden Räumung Hollands, benutzen, um dieses Land in den Zustand wirklicher Unabhängigkeit und vollkommener Neutralität zu setzen, den einzigen Zustand, der für Holland paßt, und ohne welchen es spät oder früh seinen Untergang finden wird, der überdieß auch allen kriegführenden Mächten nützlich ist. Ich schickte jemand nach Mainz zu dem Kaiser der Franzosen, schrieb zugleich an die Kaiserinn-Regentin, und bat um die Räumung Hollands und um Bewilligung freier Durchreise durch Frankreich. Hätte dieß statt gefunden, und die Gewährung der Durchreise mich überzeugt, daß Frankreich nicht feindlich gesinnt sei, und stillschweigend einwillige, so würde ich alsbald nach meiner Ankunft die Nation zusammenberufen, Ihnen meine Meinung eröffnet, und Sie würden alsdann gethan haben, was Sie für das Zuträglichste, sowohl in Hinsicht auf Ihre politische Lage, als auf Ihre Verfassung, erachtet hätten. Ich wäre, wenn Sie das Haus Oranien vorgezogen hätten, bereit gewesen, mich zurück zu ziehen, aber nicht, ohne vorher meine letzte Pflicht gegen Sie erfüllt zu haben."

„Ich kam am 3ten November nach Pont-sur-Seine, unweit Paris, und erhielt daselbst sehr ungünstige Antworten auf einen Theil meiner Gesuche, und keine auf

die wesentlichsten. Ich erfuhr, daß man noch nicht entschlossen war, Holland zu räumen, und kehrte daher nach der Schweiz zurück, wo ich von Mainz eine mehr mittelbare, als geradezu verneinende Antwort erhielt."

„Bei dieser Lage der Dinge schrieb ich an den Herrn von Bylandt Halt, einen der lezten Präsidenten der gesezgebenden Versammlung, an die ehemaligen Minister, Roell und Krayenhoff, an den Staatsrath W. Willink, und an den Professor van Gennep, deren Einsichten, Patriotismus und Charakter ich kenne. Ich weiß nicht, ob diese Briefe angekommen sind, aber da ich Ihnen mit dieser Gelegenheit Abschriften davon sende, so werden Sie Kenntniß davon erhalten. Mein Zweck war, wie Sie sehen werden, mein Betragen und meine Gesinnungen in Holland bekannt zu machen. Seitdem bin ich von allen Ereignissen unterrichtet worden, und unter diesen Umständen habe ich erwogen, daß ich seit viertehalb Jahren abgeschieden lebe, und in fremden Ländern umher irre, daß ich meinem Geburtslande, ja allem entsagt habe, um dem Systeme getreu zu bleiben, das mir als das zuträglichste für Ihr Land erschienen ist, daß ich aber, wenn ich das Land, das seit acht Jahren mein neues Vaterland ist, verlieren, mich ohne Vaterland, ohne Freund, ohne irgend ein Band sehe, und doch, in der gegenwärtigen wichtigen Lage von Europa, alles mich drängt, einen Entschluß zu fassen, um nicht mehr ein Spiel der Ereignisse zu bleiben, um ganz frei in meiner Handlungsweise zu sein, und alle meine Pflichten gegen Ihr Land vollends zu erfüllen."

„Wenn ich an Sie mich wende, Sie als Vertreter des Volkes betrachte, so lange es keine allgemeine Volksvertretung gibt, und Ihre Entscheidung erwarte, so

glaube ich dieser lezten Pflicht Genüge zu thun. Wie auch Ihre Antwort sei, ich bitte Sie, mich sobald als möglich damit bekannt zu machen."

„Ich schliesse diese für mich sehr wichtige Erklärung mit dem aufrichtigsten Wunsche für Hollands Wohl, und mit einer Bitte, die ich in dieser Hinsicht an Sie richte:

1.) sich nicht an die alte Verfassung zu halten, sondern dasjenige zu vollenden, was die Utrechter Union nur entworfen hatte, kurz eine freie, aber monarchische Verfassung, der englischen oder der schwedischen ähnlich, zu gründen, sonst wird Hollands Zustand stets ungewiß sein, und von Umständen abhangen, die ihm fremd sind;

2.) sich nicht von Uebertreibungen und Leidenschaftlichkeit hinreissen zu lassen; zu bedenken, daß Frieden und Neutralität die einzigen Schutzwehren des Landes sind, daß die Rüstungen in diesem Augenblicke so stark als möglich sein müssen, aber einzig und allein, um die Unabhängigkeit des alten Gebietes zu schützen, und fremde Heere von demselben entfernt zu halten, und endlich sorgfältig zu verhüten, daß es der Kriegsschauplatz werde. Wie auch Ihre Antwort ausfalle, ich bin Ihrem Lande unwandelbar und herzlich ergeben und werde es stets sein."

Die Antworten, die er von Amsterdam erhielt, zeigten ihm, daß die Nachricht von den dortigen Vorfällen gegründet war, daß man auf ihn gar keine Rücksicht genommen und das Haus Oranien erhoben hatte.

Schon im October 1813 hatten ihm Mehrere vorgeschlagen, sich nach Holland zu begeben, um die Nation für sich zu stimmen. Er wies den Rath ab. „Ich kann nicht anders dahin zurückkehren, sprach er, als wenn das

Volk mich ruft. Es ist weder mit meinem Charakter, noch mit dem Wohle der Holländer verträglich, daß Krieg oder Unruhen mich dahin bringen. Ich muß mich begnügen, den Holländern zu sagen, daß meine Anhänglichkeit an ihr Land immer dieselbe ist; das Uebrige ist ihre Sache."

Nach dem ungünstigen Erfolge jenes Schrittes und der Erhebung des Hauses Oranien, glaubte er sich von allen seinen Verpflichtungen gegen Holland entbunden, und wünschte in seine Heimath zurück zu kehren. Er wollte sich für immer in St. Leu niederlassen; er hoffte, daß man ihm Ruhe gönnen werde, und suchte darüber einige Gewißheit zu erhalten, als die Verbündeten die Gränze der Schweiz überschritten hatten und sich seinem Wohnorte, Solothurn, näherten. Er antwortete dem französischen Gesandten in der Schweiz, Grafen August von Talleyrand, der ihm von der Einrückung der Verbündeten Nachricht sandte, und gab ihm die Versicherung, daß er nicht unter den Verbündeten bleiben werde, um so mehr, da er hoffe, daß man ihm endlich Ruhe in seiner Heimath lassen wolle.

Vor seiner Abreise schrieb er eine Erklärung, die er, da man sie nicht in die schweizerischen Zeitungen einrücken wollte, verschiedenen Männern in Abschriften mittheilte, des Inhalts, daß er nur aus dem Grunde nach Frankreich zurück kehre, weil er durch die Rückkehr des Hauses Oranien seiner letzten Pflichten gegen Holland entbunden sei.

Am 1sten Januar 1814 kam er in Paris an. Er stieg bei seiner Mutter ab. Er konnte den Kaiser erst zehn Tage nach seiner Ankunft sehen. Es wurde ihm der Be-

fehl eröffnet, sich auf 40 Stunden von Paris zu entfernen. Der Fürst von Neufchatel und der Herzog von Vicenza brachten ihm förmlich die Wiederholung dieses Befehles, dem er zu gehörchen sich weigerte, weil niemand berechtigt sei, ihm den Aufenthalt in seiner Wohnung zu wehren.

Der Brief des Kaisers, den Ludwig nicht beantworten wollte, lautet so:

„Mein Bruder. Ich habe Ihre beiden Briefe erhalten, und mit Mißvergnügen erfahren, daß Sie ohne meine Erlaubniß nach Paris gekommen sind. Sie sind nicht mehr König von Holland, seit Sie dem Thron entsagt haben und das Land mit Frankreich vereinigt worden ist; Sie dürfen nicht mehr daran denken. Das Gebiet des Reiches ist verlezt und ganz Europa ist gegen mich in den Waffen. Kommen Sie als französischer Prinz, als Connetable des Reiches sich neben den Thron zu stellen? Ich werde Sie aufnehmen, Sie werden mein Unterthan sein, und in dieser Eigenschaft werden Sie meine Freundschaft haben, und zum Wohl des Staates thun, was Sie vermögen. Alsdann müssen Sie sich gegen mich, gegen den König von Rom, gegen die Kaiserin so erweisen, wie es Ihnen gebührt. Bestehen Sie aber auf Ihren Gedanken vom holländischen Königthum, so entfernen Sie sich auf 40 Stunden von Paris. Ich will keine zweideutige Stellung, keine halbe Rolle. Genehmigen Sie's, so schreiben Sie mir einen Brief, den ich drucken lassen kann."

Durch Vermittelung der Kaiserin sah er endlich am 10ten Januar den Kaiser. Sie näherten sich kalt, ohne sich zu umarmen. Man wird schwerlich sich vorstellen können, was Ludwig in seinem Innern fühlte, als er

einen Bruder wiedersah, dem seine Kindheit so viel verdankte, gegen welchen er sich aber so sehr zu beklagen hatte, seit sein Leben und seine Zukunft der Politik und weltlichen Täuschungen war aufgeopfert worden. Er bat seinen Bruder, es möge in ihren Gesprächen fortan jede Erwähnung Hollands vermieden werden, wie auch er sich vorgenommen habe, während seines Aufenthaltes in Frankreich jenes Landes gar nicht zu gedenken. „Bringt der Sieg es wieder in ihre Gewalt, sagte er, so bitte ich nur um die Erlaubniß, Frankreich zu verlassen, wo ich nicht bleiben will, wofern es Holland noch einmahl überzieht. Ist der Sieg Ihnen aber nicht günstig, so fällt die Frage von selbst weg. Genug also, wenn wir nicht mehr davon reden."

Ludwig wünschte sehr, eine Anstellung zu erhalten, und während der Gefahr für Frankreich nützlich zu sein, doch ohne irgend einen Rang, irgend eine Vergeltung anzunehmen, um seiner frühern Erklärung nicht zu widersprechen, und um sich zu jeder Zeit ungehindert aus seinem Vaterlande entfernen zu können, wenn das Kriegsglück Holland noch einmal Frankreich unterworfen hätte, aber der Aufenthalt in Steiermark und seine abgeschiedene Lebensweise hatten seine Gesundheit sehr zerrüttet. Er blieb bis zum 30. März in Paris Er bestand darauf, die Kaiserin solle, auch nach dem Einrücken der Verbündeten, in Paris bleiben; aber sie wagte es nicht. Der Kaiser hatte in seinen Verhaltungsbefehlen alle diejenigen für Verräther erklärt, die in einem solchen Falle in der von dem Feinde besetzten Hauptstadt blieben, selbst diejenigen, die der Kaiserin dazu rathen würden.

Den Kaiser sah er zum zweiten und letzten Mahl am 23ten Januar, am Tage vor dessen Abreise zu dem Heere. Napoleon war entschlossen, nach dem ersten Siege Frieden zu machen; aber er ließ sich später zu entgegenge-

setzten Ansichten verleiten. Ludwig drang unablässig in ihn, jeden Frieden anzunehmen. Er schrieb ihm fast täglich, unter andern am 3ten, 5ten und 16ten März. In diesem letzten Briefe sagte er: „Wenn E. Maj. den Frieden nicht unterzeichnet, so können Sie überzeugt sein, daß Ihre Regierung nicht drei Wochen mehr dauert. Man braucht nur Kaltblütigkeit und gesunden Verstand zu haben, um die Lage der Dinge in diesem Augenblicke zu beurtheilen." Am 16ten März schrieb er diese weissagenden Worte, und am 1sten April fand die Regierungsveränderung statt. . .

Bei der letzten Zusammenkunft mit seinem Bruder wunderte er sich, daß man ganz ungeübte Reiter, und nicht zugerittene Pferde gegen den Feind schicken wollte. Man sah in dem Hofe der Tuilerien Bataillone, die vor ihrem Aufbruche gemustert wurden, gekleidet und bewaffnet, von lebhaftem Eifer beseelt, die aber kaum ihre Gewehre zu tragen wußten, und mit den ersten Handgriffen bei der Führung der Waffen unbekannt waren. Was werden sie in diesem Zustande vor dem Feinde machen? fragte Ludwig. „Bah, sie sind Franzosen, antwortete Napoleon, sie schlagen sich und siegen!" Man kann ihm Vorwürfe machen, aber nicht den Vorwurf, er sei kein guter Franzose gewesen; er war es im Gegentheil zu sehr. Er sah nur Frankreichs Interesse, Frankreichs Ehre, Frankreichs Heil; er wollte nicht nur, daß jedes andere Interesse vor diesem verschwinden sollte, sondern er verlangte auch, die verbündeten Völker sollten eben so denken und ihre Fürsten seine überspannte Vaterlandsliebe theilen, was eben so ungerecht als unmöglich zu erlangen war.

Man kennt die merkwürdigen Ereignisse des Feldzuges der Verbündeten in Frankreich. Dieser Feldzug allein wäre genug, den Kaiser und das französische Heer unsterblich zu machen, was auch die Folgen davon gewesen sein mögen. Am 31sten März rückten die Verbündeten in Paris ein. Ludwig, um den Verdacht der Verrätherei nicht auf sich zu laden, folgte der Kaiserinn, so bald er ihre Abreise erfuhr. Er traf sie in Rambouillet, und begleitete sie nach Blois, wo er bis zum 9ten April blieb. Die Ankunft der Bourbons zu Paris ward bekannt. Russische und östreichische Offiziere kamen, um die Kaiserin abzuholen. Der König nahm Abschied von ihr und ihrem Sohne, und kehrte nach der Schweiz zurück.

Bald nach seiner Rückkehr erhob die französische Regierung das Landgut St. Leu zu einem Herzogthum, nicht nur ohne Einwilligung, oder Theilnahme, sondern selbst ohne Vorwissen des Eigenthümers. Auf diese Nachricht und die Kenntniß von dem Vertrage zu Fontainebleau vom 11ten April, verfaßte er, am 18ten Junius 1814, eine Verwahrungsurkunde, die am 2ten August desselben Jahres in der Arauer Zeitung abgedruckt wurde. (Er entsagte darin allen ihm im 6ten Artikel des Vertrages von Fontainebleau bewilligten Vortheilen, er erklärte die seinen Kindern ohne seine Einwilligung gewährten, oder künftig, während seiner Trennung von denselben, etwa zu gewährenden Vortheile für nichtig, und verordnete, in Ansehung seines Landgutes St. Leu, daß nur diejenigen Zubehörungen von den Verwaltern seines Eigenthumes behalten werden sollten, die im Jahr 1809 damit verbunden gewesen wären.) Er that alle mögliche Schritte, um die Mutter seiner Kinder zu vermögen, ihm seinen ältesten Sohn

zu überlassen, und verlängerte deshalb seinen Aufenthalt in der Schweiz bis zum September. Als alle Bemühungen vergeblich waren, entschloß er sich, nach Rom zu gehen.

Der Papst, an welchen er sich zuvor wendete, gewährte in seiner Antwort vom 22. Mai 1814, ihm, „als einen Sohne, der stets Beweise seiner frommen Gesinnungen und seiner Anhänglichkeit gegeben, den Aufenthalt in der Hauptstadt der christlichen Welt," wo Ludwig im September ankam.

Er foderte nun laut seinen ältesten Sohn, welchen die Mutter seiner Kinder ihm verweigern zu dürfen glaubte, da er aber von seiner Seite verpflichtet zu sein meinte, ihn von ihr wegzunehmen, und sich von dieser Pflicht nicht lossagen zu dürfen glaubte, so wandte er sich an die Gerichte, welche nach einer langen Verhandlung verfügten, daß sein Sohn ihm zurück gegeben werden sollte. Dieses Urtheil erfolgte am 7ten März, aber als Napoleon am 20sten wieder auf den Thron gestiegen war, traten alle Familiengesetze von Neuen in Kraft, nach welchen alles, was die Mitglieder des kaiserlichen Hauses betraf, einzig und allein vom Willen des Kaisers abhing, der sich dem gerechten Verlangen seines Bruders widersetzte. Nach der zweiten Abdankung des Kaisers Napoleon, wurde ihm sein Sohn von der Mutter zugestellt, und seitdem wohnt dieses Kind bei seinem Vater.

Ludwig widerstand zu jener Zeit allen dringenden Einladungen, die er erhielt, und wollte sich weder zu seiner Schwester nach Neapel, noch nach Paris begeben. Man wird seine Beweggründe leicht begreifen. Er hatte keine

Pflichten mehr zu erfüllen und bedurfte der Ruhe nach einem Leben, das er gegen seinen Willen in Verlegenheiten und peinlichen Bekümmernissen, mit einer seit langer Zeit langsam zerrütteten Gesundheit, hatte zubringen müssen. Die innigste Ehrerbietung gegen die bestehenden Regierungen ist übrigens nicht nur die erste gesellschaftliche Pflicht, und das ausgezeichnete Merkmahl jenes rechtlichen Mannes, sondern auch derjenige Grundsatz, der zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe im bürgerlichen Leben wesentlich nothwendig ist.

Schluß.

Man kann aus dieser Schrift schließen, daß Holland während der fünf Jahre, wovon die Rede ist, außerordentliche Anstrengungen machte, und daß Ludwig dahin trachtete, auf dem Throne dasjenige zu sein, was Napoleon ihm vorwarf, nicht gewesen zu sein, die Vermittelung, welche Frankreichs und Hollands Interessen vereinigen sollte.

Er verabscheute den Krieg, dessen Zweck für so einstweilige Wesen, als wir sind, und für ein so ungewisses, vergängliches Dasein, er nicht begreifen konnte. Er hatte einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Folgen dieses eben so grausamen als unsinnigen Spieles, das Tausende von Menschen, die sich einander nicht kennen, oft aus den entlegensten Theilen der Erde, zusammen bringt, damit sie sich einander erwürgen. Wenn er auch gestehen müßte, daß eine rechtmäßige Vertheidigung ihn unvermeidlich machte, so würde er darum nicht weniger den Krieg als etwas Scheußliches betrachten. Er war jedoch bis in sein sieben und zwanzigstes Jahr Soldat, und bei vielen Schlachten und Gefechten. Er zeigte Muth und Eifer, und erfüllte seine Pflichten sehr treu; aber so oft er ein Schlachtfeld sah, empörte sich seine Vernunft und sein Herz bei dem Anblicke so vielen vergossenen Blutes

und so vieler verstümmelten Leichen. Als er im Jahre 1810 abdankte, geschah es nicht aus Ermüdung, nicht aus Widerwillen, nicht aus Schwäche selbst, nicht aus Philosophie, sondern aus Vernunftgründen, aus Pflicht, und besonders aus Zuneigung gegen die Holländer, und er ging vielleicht zu weit in seiner Langmuth und Selbstverläugnung.

Wahrscheinlich würden Andere an seiner Stelle im Jahre 1810 einen andern Entschluß gefaßt, Holland unter Wasser gesetzt, die Bewohner des Landes bewaffnet, und die Losung zu einem Aufstande der Völker gegen Frankreich gegeben haben. Er that es nicht, und wollte nicht einmal, daß Holland ohne ihn zu diesem äußersten Mittel schreiten sollte. Er war der Meinung, daß in dem Falle, wo durch verzweifelten Widerstand der Staat und die Einzelnen unvermeidlich zu Grunde gehen müssen, für die Regierung kein anderer Ruhm zu gewinnen sei, als einen solchen Erfolg um jeden Preis zu verhindern.

Als er indeß wenige Tage vor seiner Abdankung sich nach Harlem begab, fühlte er sich versucht, einen verzweifelten Widerstand zu wagen, und sich bis aufs Aeußerste zu wehren. Er wollte sich nur mit dem Orden der Ehrenlegion schmücken, allen Franzosen in seinem Dienste freistellen, was sie thun wollten, und nach dem Ausgange dieses Vertheidigungskampfes kühn nach Frankreich zurück kehren, was ihm auch begegnen möchte. Außer dem erwähnten wichtigen Grunde aber, bewogen ihn zwei andere Rücksichten, sein Vorhaben aufzugeben: 1) verlor Holland für immer seinen Namen, sein politisches Dasein, und alle Hoffnung, beide wieder zu erlangen,

denn der erste Kanonenschuß gab Frankreich das Eroberungsrecht; — 2) er mußte sich mit den Feinden Frankreichs verbinden, oder was eben so viel heißt, sich diesen Feinden unterwerfen; denn sich mit einem Stärkern verbinden und ihn in sein Land rufen, ist das Geständniß, daß ohne ihn keine Vertheidigung möglich sei, es ist nichts anders als vollkommene Unterwerfung.

Nur vollkommene Neutralität, oder eine Macht, die allen Parteien zu widerstehen im Stande war, hätte alles ausgleichen können.

In der Abdankungsurkunde hieß es: „Es gibt noch andre, eben so gebieterische Beweggründe, die man nicht sagen kann aber jeder leicht errathen wird." Der Sinn dieser Worte war, daß es damals keine Möglichkeit mehr gab, sich zu vertheidigen; man konnte nur der Form wegen ein paar Kanonenschüsse thun, welche für das Vergnügen, ein Paar Kartuschen abzutrennen, Frankreich das Recht zur Eroberung gegeben hätten.

Mag man Ludwig an der Seite des Kaiserthrones, oder auf dem Throne von Holland, oder in der Verbannung sehen, er kannte stets nur die Leiden und Bedrängnisse seiner Lage, ohne Entschädigung in einem häuslichen Kreise, ohne Freunde, ohne Gesellschafter, ohne irgend eine Stütze. Die schmerzlichsten Augenblicke seines Lebens aber, bis zu seiner zweiten Auswanderung nach der Schweiz, nach dem 31sten März 1814, eine Auswanderung, deren unbeschreibliche Bitterkeit Jeder, der ein französisches Herz und Vatergefühl hat, begreifen kann, die drei schmerzlichsten Zeitpunkte seines Lebens nach jener, bezogen sich alle auf Holland. Die erste, als

er im April 1810 einen Vergleich eingehen mußte, um seine Freiheit und die Rückkehr nach Holland zu erlangen; die zweite, als er zum Vortheile der Holländer den Thron und seinen Sohn verließ, um in einem fremden, vor Kurzem noch feindlichen Lande in der Verbannung zu leben; die dritte endlich, als er, im Jahre 1814 nach Frankreich zurückkehrend, Holländer fand, welche, unbekannt mit seiner Lage, ihm ihre Verpflanzung ins Ausland vorwerfen zu können glaubten, während er doch Ursache hatte, sich darüber zu beklagen, daß sie seine Abdankung und den minderjährigen König, den er ihnen gab, nicht unterstützt hatten.

Hat Ludwig auch nicht das Bestmögliche gethan, so hat er doch stets nach diesem rühmlichen Ziele gestrebt. Sein Lieblingswahlspruch war der Sinnspruch seines im Jahre 1806 gestifteten Ordens: Thue Recht und scheue Niemand. Aber wie schwer ist oft die gänzliche Erfüllung unserer Pflichten! Man muß zuvörderst, und das ist gerade nicht das Leichteste, seine wahren Pflichten genau kennen; man muß nicht bloß gegen die unmittelbaren Hindernisse kämpfen, die sich der Erfüllung derselben entgegen stellen, sondern auch die mittelbaren Hindernisse entfernen, die uns von unserm Wege ableiten, oder ihn uns verbergen wollen; man muß die innern Antriebe, oder die Leidenschaften, die Täuschungen, die Vorurtheile bekämpfen, die sich so oft unseren Pflichten und der Mäßigung widersetzen.

Wie dem aber auch sei, man hielt Holland im Jahre 1806 für verloren, und doch fand es Mittel, sich zu erhalten. Jedes Jahr führte ein entscheidendes Ereigniß

herbei, und dennoch siegte unter seiner Regierung Holland fünfmal über ähnliche Gefahren.

Als endlich im Jahre 1810 die Gewalt in seiner letzten Verschanzung ihn erreichte, hatte er Kaltblütigkeit, Vorsicht und Pflichttreue genug, alles so zu leiten, daß das Land, trotz der unwiderstehlichen Gewalt, seine Rechte unversehrt bewahrte. Es geschah freilich zum Nachtheile Ludwigs, aber nur zu *seinem* Nachtheile. Wie er es voraus gesehen hatte, nahm Holland bei dem ersten günstigen Augenblicke seine Freiheit wieder. Er hatte keinen Antheil an diesem Ereignisse und es wäre ihm erwünscht gewesen, wenn die holländische Nation zu jener Zeit ein Wort des Beifalls über seine Verwaltung ausgesprochen hätte; aber er freute sich damals nicht weniger aus ganzem Herzen über Hollands Glück. Was liegt daran, wer der Urheber dieses Glücks war, das er selber so gern jenem Lande gebracht hätte, wenn nur endlich seine Wünsche erfüllt sind? Nie wird ihm ein Volk gleichgiltig sein, das der einzige Gegenstand der Sorgen seiner besten Lebenszeit war, und dessen Glück gewiß der lebhafteste Wunsch seines ganzen Lebens sein wird.

Anhang.

Nachstehende Urkunden, welche nach des Verfassers Versicherung, (Seite 152.) von ihm selbst entworfen wurden, als er den Entschluß gefaßt hatte, die Krone niederzulegen, mögen hier, als Beiträge zu seiner Charakteristik, noch eine Stelle finden.

I.

Botschaft an die gesetzgebende Versammlung.

Meine Herren. Ich gebe meinen, zum geheimen Rath versammelten Ministern den Auftrag, Ihnen den Entschluß vorzulegen, zu welchem ich durch die militärische Besezzung meiner Hauptstadt mich gezwungen gesehen habe. Die tapferen französischen Krieger haben keine andern Feinde, als die Gegner der gemeinschaftlichen Sache, Hollands und meiner Sache; sie haben auf das achtungsvollste und zuvorkommendste aufgenommen werden sollen, und es muß fortan geschehen. Nicht minder ausgemacht ist es jedoch, daß in der gegenwärtigen Lage Hollands, wenn ein ganzes Heer, eine Schaar von Zollbeamten, die National-Armee selbst, der Macht der Regierung entzogen ist, wenn, mit einem Worte, Alles, mit Ausnahme der Hauptstadt und deren Umgebungen, sich unter den Befehlen eines fremden Generals befindet, ich genöthigt war, dem französischen Befehlshaber und dem Geschäftsträger des Kaisers die Erklärung zu machen, daß, wenn man

die Hauptstadt und die Umgegend derselben besetzte, ich diese Maßregel als eine offenbare Verletzung des Völkerrechts und der heiligsten Menschenrechte ansehen würde. Dieß hat mich bewogen, den Zollbeamten den Eingang von Muyden, Naarden und Diemen zu versagen. Ich war dazu berechtigt, da der Vertrag die Gegenwart der Zollbeamten bloß am Meeresufer und an den Ausflüssen der Ströme bestimmt.

Den 16ten Junius erhielt ich durch den Geschäftsträger des Kaisers die Versicherung, daß es nicht die Absicht Sr. Maj. sei, Amsterdam zu besetzen. Sie erhalten hierbei die Abschrift dieser Versicherung. Ich schöpfte daraus die Hoffnung, man würde dahin zurückkommen, einen Vertrag, dessen Bedingungen von Sr. Maj. dem Kaiser selbst vorgeschrieben waren, genau zu beobachten und nicht zu überschreiten.

Leider bin ich nicht lange im Irrthum geblieben, und ich habe die Mittheilung erhalten, daß 20000 Mann französischer Truppen sich bei Utrecht und in der Umgegend sammelten. Ich habe, ungeachtet des großen Geldmangels und der Verlegenheit, worin sich unsre Finanzen befinden, eingewilligt, diese Truppen mit Lebensmitteln und allem Nöthigen zu versehen, obgleich laut des Vertrages nur 6000 Mann auf Hollands Kosten unterhalten werden sollen. Ich besorgte aber, diese Truppen-Vereinigung möchte andere, unserer Regierung nachtheilige Absichten verrathen, und vorgestern, den 29sten d. M. erhielt ich wirklich die amtliche Anzeige, daß Sr. Maj. der Kaiser auf die Besetzung von Amsterdam und auf die Verlegung des Hauptquartiers in diese Hauptstadt bestehe.

Sie dürfen nicht zweifeln, meine Herren, daß ich, in dieser Lage, mich mit Ergebenheit neuen Demüthigungen unterworfen haben würde, wenn ich die Hoffnung hätte fassen können, diese Ordnung der Dinge zu ertragen, und

mindestens neue Unglücksfälle zu verhüten. Ich kann mich aber nicht länger Täuschungen hingeben. Ich habe den von Frankreich vorgeschriebenen Vertrag bedingungsweise unterzeichnet, in der Ueberzeugung, daß die für die Nation und für mich unangenehmsten Punkte desselben nicht würden befolgt werden und daß man mit der Selbstverläugnung, die für mich eine Folge des Vertrages war, zufrieden, alles übrige zwischen Frankreich und Holland ausgleichen werde. Der Vertrag enthält freilich eine Menge Scheingründe zu neuen Klagen und Beschuldigungen; wer aber fände nicht Vorwände, wenn er sie sucht? Ich mußte daher auf die Erklärungen und Mittheilungen, die man mir während der Ausarbeitung des Vertrages machte, vertrauen; so wie auf die förmlichen und ausdrücklichen Erklärungen, die ich zu machen nicht unterlassen konnte. Laut diesen Erklärungen sollten z. B. die Zollbeamten sich nur mit den Blokadegeschäften befassen; die französischen Truppen einzig die Küsten besetzen; die den Staatsgläubigern verschriebenen Domainen, so wie auch die Krongüter, sollten erhalten, die Schulden der abgetretenen Länder von Frankreich übernommen, und endlich, von der Anzahl der Truppen, die man zu liefern hätte, diejenigen abgezogen werden, welche gegenwärtig zu Frankreichs Gebrauch in Spanien stehen, und eben so sollte auch in Ansehung der Seerüstungen die erfoderliche Frist verstattet werden.

Ich schmeichelte mir sogar beständig, der Vertrag würde in vielen Punkten gemildert werden. Ich habe mich geirrt; und wenn die gänzliche Hingebung in meine Pflicht, die ich am 1sten April zeigte, nur dazu gedient hat, das Dasein des Landes 3 Monate zu verlängern oder aufzuhalten, so habe ich die grausame und schmerzhafte, aber die einzig mögliche Befriedigung, daß ich meine Schuldigkeit bis zuletzt beobachtet, und, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, dem Dasein und dem, was ich für die Wohlfahrt des Landes hielt, mehr aufgeopfert habe, als ich eigentlich durfte.

Allein, nach der Unterwürfigkeit und Selbstverläugnung vom 1sten April, würde ich des strengsten Tadels werth sein, wenn ich den Königstitel noch länger beibehielte, da ich nichts als ein Werkzeug sein, da ich nicht länger im Lande, nicht einmahl in der Hauptstadt und bald vielleicht nicht mehr in meinem Pallaste zu befehlen haben würde. Ich würde nichts desto weniger ein Zeuge aller Vorgänge sein müssen, ohne irgend etwas für mein Volk thun zu können. Für alle Ereignisse verantwortlich, ohne ihnen zuvorkommen, oder meinen Einfluß darauf ausüben zu können, würde ich beiden Theilen Veranlassung zu Klagen geben, und vielleicht die anscheinende Ursache zu großem Unglücke sein, aber durch solches Verfahren würde ich an meinem Gewissen, meinem Volke, meinen Pflichten zum Verräther werden.

Schon lange sah ich den Schritt voraus, zu welchem ich genöthigt bin; aber ich hätte ihn nicht anders vermeiden können, als wenn ich meine heiligsten Verbindlichkeiten verrathen, dem Interesse des Landes entsagt, und mein Schicksal von dem seinigen getrennt hätte; und dazu konnte ich mich nicht entschließen.

Jetzt, da es mit Holland so weit gekommen ist, bleibt mir, als König von Holland, nur ein Entschluß übrig, nämlich zu Gunsten meiner Kinder die Krone niederzulegen. Jeder andere Entschluß würde nur das Unglück meiner Regierung vermehrt haben. Ich hätte mit Betrübniß die peinliche Pflicht erfüllt, ich hätte vielleicht den Anblick des Verderbens so vieler Landesbewohner, die nur zu oft Opfer der Streitigkeiten der Regierungen werden, ertragen können, wie aber hätte der Gedanke an irgend einen Widerstand in mir aufsteigen können? Wie hätte ich den Anblick ertragen können, für meine Kinder, geborne Franzosen wie ich, zwar in einer gerechten Sache, die man aber ausschließend für die meinige hätte halten können, das Blut ihrer Landsleute fließen zu sehen.

Nur ein Ausweg bleibt übrig. Mein Bruder, äußerst erbittert gegen mich, ist es nicht gegen meine Kinder, und

gewiß wird er nicht zerstören, was er errichtet hat, er wird ihnen ihr Erbtheil nicht entziehen wollen, weil er nie Gelegenheit zu Klagen gegen ein Kind finden kann, das noch viele Jahre unter seinem Einflusse regieren wird. Die Mutter, nach der Verfassung zur Regentin berufen, wird alles thun, was dem Kaiser, meinem Bruder, angenehm sein kann, und darin glücklicher sein, als ich, dem es nie gelingen wollte. Nach wiederhergestelltem See-Frieden, vielleicht noch früher, wird mein Bruder, sobald er die Lage der Dinge in diesem Lande kennen lernen, sobald er einsehen wird, wie viel Achtung dessen Einwohner verdienen, und wie innig der Wohlstand dieses Landes mit dem wohlverstandnen Interesse seines Reiches verbunden ist, unstreitig auch alles für das Land thun, was es für die zahlreichen, Frankreich gebrachten Opfer, was es für seine Biederkeit, und was es von der Theilnahme erwarten darf, die es allen, welche es ohne Vorurtheil würdigen, einflößen muß.

Und wer weiß, ob nicht vielleicht ich allein das Hinderniß zu einer Ausgleichung zwischen Holland und Frankreich bin! Wäre dieses, so könnte ich darin einigen Trost finden, die Ueberreste eines unstäten, leidenvollen Lebens, fern von den ersten Gegenständen meiner innigsten Liebe, dahinzuschleppen.

Dieses gute Volk und mein Sohn; darin liegt der größte Theil meiner Beweggründe; es sind deren jedoch noch andere, eben so gebieterische, die ich verschweigen muß, aber man wird sie errathen.

Der Kaiser, mein Bruder, muß fühlen, daß ich nicht anders handeln kann. So sehr er gegen mich eingenommen ist, denkt er doch groß, und bei ruhiger Stimmung wird er auch gerecht sein.

Was Sie betrifft, meine Herrn, so würde der Gedanke, daß Sie meinen Absichten nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, mich, wenn es möglich wäre, noch unglücklicher machen, als ich bin.

Möge das Ende meiner Laufbahn der Nation und Ihnen beweisen, daß ich sie nie betrogen, daß ich nur einen Zweck, das Interesse des Landes, gehabt habe, und daß die Fehler, die ich habe begehen können, einzig die Folge eines eifrigen Bestrebens sind, welches mich antrieb, nicht das Beste, aber doch das, unter so schwierigen Umständen mögliche Bessere herbei zu führen.

Ich war nie darauf vorbereitet, über ein so interessantes, aber auch zugleich so schwer zu leitendes Volk, als das Ihrige, zu regieren. Ich bitte Sie, meine Herrn, mich bei dem Volke zu vertreten, und dem Kronprinzen ihr Vertrauen und einige Zuneigung zu widmen. Er wird beides verdienen, wie ich aus seinen glücklichen Anlagen schließen darf. Die Königin hat kein anderes Interesse als ich.

Ich darf nicht schließen, ohne Ihnen auf das dringendste, und im Nahmen der Wohlfahrt und selbst der Existenz so vieler Familien und so vieler Einzelnen, deren Gut und Blut unfehlbar gefährdet sein würde, zu empfehlen, alle Franzosen so zuvorkommend, so freundschaftlich zu empfangen und zu behandeln, als es den Tapfern des ersten Volkes der Welt gebührt, die ihre Freunde und Bundesgenossen sind, deren erste Pflicht im Gehorchen besteht, die aber gewiß ein Volk um so mehr lieben und schätzen, je mehr sie es als tapfer, betriebsam, und in jeder Hinsicht achtungswerth kennen lernen.

Wo auch mein Leben enden möge, es wird Hollands Nahme, es werden meine lebhaftesten Wünsche für sein Glück, meine letzten Worte und mein letzter Gedanke sein.

Harlem, den 1. Julius 1810.

Ludwig Napoleon.

II.

Aufruf an das Volk.

Holländer!

Fest überzeugt, daß ich nichts mehr zu eurem Vortheile und für euer Wohl zu thun vermag, vielmehr des Glaubens, daß ich ein Hinderniß der Rückkehr der guten Gesinnung meines Bruders gegen dieses Land bin, habe ich zu Gunsten meines ältesten Sohnes, des Kronprinzen Ludwig Napoleon, und seines Bruders, des Prinzen Karl Ludwig Napoleon, abgedankt. Ihre Maj. die Königin, ist nach dem Rechte und der Verfassung Regentin, bis zu ihrer Ankunft aber ist die Regentschaft dem Ministerrath anvertraut.

Holländer! nie werd' ich ein so gutes und tugendhaftes Volk vergessen, als Ihr seid. Mein letzter Gedanke, wie mein letzter Seufzer, werden euerem Glücke geweiht sein. Bei meinem Abschiede kann ich Euch nicht genug empfehlen, die französischen Soldaten und Beamten gut aufzunehmen; es ist das beste Mittel, S. M. dem Kaiser zu gefallen, von welchem euer, eurer Kinder und eueres Landes Loos gänzlich abhangen.

Jetzt, da Bosheit und Verläumdungen mich wenigstens in Hinsicht auf Euch, nicht mehr erreichen können, habe ich die gerechte Hoffnung, daß Ihr endlich den Lohn für alle euere Opfer und für euere muthvolle Standhaftigkeit und Entsagung finden werdet.

II.

[illegible] und das Volk.

[illegible] ist nach [illegible] und [illegible] in ihren Wohnort [illegible]

[illegible]

[illegible] und eines [illegible] Haus [illegible]

[illegible] für alle [illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Louis Bonaparte

Denkwürdigkeiten

Dresden 1821

Belg. 32 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10272818-2